

Gottfried Seebaß

SPRACHE, DENKEN, ERFAHRUNG - PRINZIPIELLE ERWÄGUNGEN ZUR
KLÄRUNG DES PROBLEMS UND SEINER LERNTHEORETISCHEN
IMPLIKATIONEN

1. Die Sprachabhängigkeitsthese und das Dilemma des Fremdsprachen-
unterrichts

Daß Denken, Erfahrung und "Weltbild" normalsinniger und normal sozialisierter Erwachsener sich vorzüglich darin manifestieren, was diese laut oder im stillen, für sich oder im sozialen Miteinander reden und schreiben, ist eine Tatsache. Stellt die menschliche Sprache auch nicht das einzige relevante Kriterium dar (nichtsprachliches Verhalten und Handeln z.B. kommen hinzu), so besitzt sie hier doch fraglos eine überragende Sonderstellung. Der Gedanke, daß dies kein kontingentes phylogenetisches Faktum ist, sondern die Folge prinzipieller *Sprachabhängigkeit* der für den Menschen spezifischen Denk- und Erfahrungsformen, hat deshalb seit jeher nahegelegen. Dabei hat es sich stets nur um eine mehr oder weniger plausible Hypothese gehandelt, deren definitive Begründung aussteht. Dennoch konnte und kann sie bis heute eines anhaltenden Interesses sicher sein, da die bewiesene Abhängigkeit von erheblicher theoretischer und praktischer Bedeutung wäre.

Praktische Konsequenzen von größter Tragweite ergäben sich insbesondere für den Sprachunterricht und sprachlich bestimmte Bildungs- und Fortbildungsprogramme. Die partielle Sozialisationsfunktion, die sprachliches Lernen erfüllt, erhielte unter der Annahme der Sprachabhängigkeit die Bedeutung umfassender *sozialer Kontrolle*. Um einen besonders wichtigen Fall herauszugreifen: wenn die menschliche "Personalität" zumindest zum Teil durch ihre spezifischen Wünsche

und Gedanken definiert ist, deren Entwicklung und Ausprägung aber an überindividuelle sprachliche Ausdrucksformen gebunden sind, wird die "Person" nicht nur zusammen mit, sondern durch den jeweiligen Sprachlernprozeß konstituiert. Überindividuelle Merkmale werden in die personale Individualität selbst "eingebaut" oder treten vollständig an ihre Stelle. Soweit der Lernprozeß überhaupt kontrollierbar ist, wäre der externen Manipulation des Lernenden durch familiäre, staatliche oder sonstige Lehr-Einflüsse Tür und Tor geöffnet. Dies wöge um so schwerer, als der primäre Spracherwerb bekanntlich (von pathologischen Erscheinungen abgesehen) weitgehend irreversibel und mit zunehmendem Alter zunehmend weniger modifizierbar und ergänzbar ist. Das Erlernen von Sprache würde zur sprachlichen "Prägung".

Die kritische Reflexion auf Sinn und entsprechende optimale Ausgestaltung des Sprachunterrichts muß daher an der Sicherstellung etwa bestehender Abhängigkeiten unmittelbar interessiert sein. Für den *Fremdsprachenunterricht* gilt das besonders. Denn hier ist (das Präfix "Fremd-" zeigt es an) die Gefahr personaler Vergewaltigung besonders groß. Je nach dem, ob der primärsprachliche Lernprozeß schon als beendet gilt oder nicht, ergibt sich ein fatales Dilemma. Ist er beendet und besitzt die Sprache tatsächlich die "prägende" Kraft, welche die Abhängigkeitsthese unterstellt, scheint der Fremdsprachenlehrer etwas in Angriff zu nehmen, was ex hypothesi nicht gelingen kann, nämlich bereits "geprägte" und damit in ihrem Wünschen, Denken und Erfahren fixierte menschliche Individuen anders zu "prägen". Ist die primäre Sprachentwicklung aber noch un abgeschlossen oder kaum begonnen, sieht der verantwortliche Pädagoge, der von der Sprachabhängigkeit ausgeht, sich vor die peinliche Frage gestellt, mit welchem Recht er sich anmaßt, von außen in diese Entwicklung einzugreifen und sprachliche Interferenzen zu produzieren, die in dem Maße, in dem beide Sprachen einander tatsächlich "fremd" sind, Konfusionen und Schizophrenien unvermeidlich erscheinen lassen. Eine staatliche Institution gar, die sich wie das Goethe-Institut die "Pflege der deutschen Sprache im Ausland" zur Aufgabe macht, geriete zwangsläufig in den Verdacht des "linguistischen Imperialismus". Eine akzeptable Konzeption des Fremdsprachenunterrichts muß dies Dilemma vermeiden. Ob und, wenn ja, welche Möglichkeiten dazu gegeben sind, wenn die Sprachabhängigkeitsthese als *geviert* gilt, kann dabei erst einmal offen bleiben. Denn die viel näher liegende und direktere Lösung wäre natürlich ihre *Bestreitung*. Auf sie dürfte sich zumeist oder sollte sich jedenfalls, wie mir scheint, zumindest das

Ausgangsinteresse dessen richten, den das Interesse am Sprachunterricht zur Frage nach der Sprachabhängigkeit führt. Der Sprachlehrer ist der natürliche *Gegner* der Abhängigkeitsthese, denn seine theoretischen und praktischen Voraussetzungen werden durch diese These in Zweifel gestellt. Erweist sie sich als gegründet, scheint eine fundamentale Neuinterpretation des Sinns auch des Fremdsprachenunterrichts unvermeidlich. Solange man nicht durch unwiderlegliche Gründe dazu gezwungen ist, wird man sich hüten, sich auf ein so unsicheres und in seinem Ausgang unübersehbares Vorhaben einzulassen.

Innerhalb speziell des deutschen Diskussionszusammenhangs ist das Spielen mit diesem Gedanken freilich nichts Ungewöhnliches. Seit langem sind Sprachabhängigkeitsbehauptungen für die deutsche Sprachtheorie charakteristisch. Herder, Hamann, W.v.Humboldt, E.Cassirer und L.Weisgerber (um nur die prominentesten Repräsentanten zu nennen) haben die These explizit, wenn auch in unterschiedlicher Form und Begründung, vorgetragen. Implizit enthalten oder der Sache nach angelegt ist sie aber auch in der deutschen hermeneutischen Tradition und in der mit den humanistischen Bildungsidealen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verbundenen Annahme, daß nur das Erlernen der Originalsprachen, nicht die Rezeption durch Übersetzungen, die "geistige Welt" fremder Kulturen und individueller Autoren erschließt. (Daß z.B. in der Ausbildung von Theologen Altgriechisch und Hebräisch bis heute Pflichtfächer sind, ist eine Folge hiervon.) Dabei stand die Sprachabhängigkeitsthese stets in Konkurrenz und bewußtem Gegensatz zu anderen sprachtheoretischen Konzeptionen. Herder etwa, der seine Auffassung vom untrennbaren Zusammenhang zwischen Sprache, Erfahrung und Denken als Antwort auf die Frage nach dem Sprachursprung entwickelte, gewann seine Theorie des "menschlichen" Ursprungs aus der Kritik an drei konkurrierenden Theorien:¹ dem göttlichen Ursprung; dem "natürlichen", in animalischen Lautäußerungen begründeten; und dem konventionellen, der die Entstehung der Sprache auf ein (erweitertes) intersubjektives Kommunikationsinteresse zurückführt. Während die beiden ersten Theorien nur mehr historische Bedeutung besitzen, stellt die dritte noch immer eine gewichtige theoretische Alternative zur Sprachabhängigkeitskonzeption dar, die auch für das Spracherlernen bedeutsam ist. Es lohnt, sie etwas eingehender zu betrachten.

¹ Vgl. vor allem "Abhandlung über den Ursprung der Sprache", 1770

2. Eine Gegenkonzeption: Sprache als reines Kommunikationsmittel

Zugrunde liegt ihr die Annahme, daß die Verwendung akustischer oder graphischer Zeichen nur deshalb erforderlich ist, um intersubjektive Verständigung zwischen Subjekten zu ermöglichen, die auf andere Weise, etwa durch "telepathisches Gedankenlesen", nicht miteinander kommunizieren können. Die menschlichen Natursprachen (Deutsch, Englisch, Chinesisch usw.) erfüllen diese Funktion durch ihr komplexes und zumindest seiner Tendenz nach universelles "System" von syntaktischen und semantischen Regeln. Erst die mit ihm gegebenen Möglichkeiten zu differenzierter Koordination und Steuerung von Verhalten machen komplexere soziale Beziehungen möglich. Aus ihnen bestimmt sich auch die Bedeutung der Sprache für die beteiligten Individuen. Wenn ein Mensch "in der Sprache denkt" oder "seine Welt" sprachlich beschreibt, tut er es im bewußten oder unbewußten Bezug auf reale oder mögliche Kommunikationspartner. Da er zu diesen unter bestimmten Umständen selbst gehört, z.B. als möglicher späterer Leser eigener Aufzeichnungen, erfüllt die kommunikativ verstandene Sprache auch für den einzelnen eine wichtige Koordinationsfunktion als "Gedächtnisstütze".

Diese Konzeption von der Sprache besitzt eine ebenso lange Tradition und gewiß keine geringere intuitive Plausibilität als die Konzeption der Sprachabhängigkeit. Bis heute hat sie in der Sprachtheorie ihren festen Platz. So findet sie sich z.B. in der kybernetischen Auffassung der Sprache als "Kode" und der korrespondierenden Analyse sprachlicher Kommunikation als Prozeß der "Enkodierung", Transmission und "Dekodierung" von "Information". Sie findet sich aber auch in der ganz anders gearteten Beschreibung einfacher "Sprachspiele", die Wittgenstein am Anfang seiner "*Philosophischen Untersuchungen*" (§ 1ff.) gibt: Einwortsätze wie 'Platte' oder 'Balken' gewinnen Bedeutung allein aus ihrer Funktion, einem Gehilfen beim Bauen (z.B.) zu übermitteln, welche Teile der Bauende jeweils zugereicht haben möchte, nicht daraus, daß Bauleute ohne Verwendung von Sätzen zum Hantieren mit Platten und Balken unfähig wären. Die bedeutendste theoretische Ausarbeitung einer rein kommunikativen Konzeption von der Sprache stellt die sogenannte "*intentionale Semantik*" dar, die im Anschluß an H.P.Grice und unter Hinzunahme von Teilen der Konventionstheorie D.Lewis' vor allem von S.Schiffer und J.Bennett

entwickelt wurde.² Von bestimmten Formen des privaten Sprachgebrauchs abgesehen bietet sie nicht nur ein verständliches und intuitiv plausibles Bild von der Sprache, sondern zugleich eine Theorie des Sprachursprungs, die derjenigen Herders nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen erscheint, da nur sie bislang eine plausible Möglichkeit bietet, Sprache als Produkt des Menschen zu verstehen und die Hypothese der Gottgegebenheit oder säkulare Substitute für sie (Sprache als "transzendentes Faktum der Vernunft", als Emanation des "Weltgeistes" oder gar einer vermuteten "Logik" der kulturellen Entwicklung o.ä.) zu vermeiden.³

Prämisse jedes rein kommunikativen Sprachverständnisses ist die Annahme, daß das, *was* sprachlich mitgeteilt wird, *vor* seiner sprachlichen Formulierung gegeben und damit *prinzipiell* von ihr zu trennen ist. Wenn etwa, wie die "intentionale Semantik" behauptet, die Bedeutung assertorischer Sätze darin liegt, daß sie in der Absicht geäußert werden, den Hörer über eine bestimmte Meinung des Sprechers in Kenntnis zu setzen oder ihn selbst zu dieser Meinung zu bringen, muß das betroffene "*Meinen*", d.h. die Denkleistungen des "*Erfassens einer Proposition*" (des Meinungs-Inhalts) und ihres "*Für-Wahr-Erklärens*", sich als solches von der Satzäußerung abheben lassen. Entsprechendes gilt für die nichtassertorischen Modi des Bezugs auf Propositionen (Wünschen, Befehlen, Hoffen usw.) und die in allen kommunikativen Akten enthaltene Leistung des "*Intendierens*" selbst. Grice hatte die prinzipielle Sprachunabhängigkeit der semantischen Inhalte zunächst nur implizit unterstellt. Bennett hat sie explizit gemacht und durch differenzierte nichtsprachliche Verhaltenskriterien zu begründen versucht. Wie weit seine Kriterien sachlich befriedigen, soll hier nicht interessieren. (Mir erscheinen sie, wie alle rein behavioralen Explikationsversuche des Verstehens von Sprache, zumindest unzureichend.) Für den Vergleich mit der Konzeption der Sprachabhängigkeit entscheidend sind die Konsequenzen, die sich ergeben, wenn die Prämisse der Unabhängigkeit, die der rein kommunikativen Sprachkonzeption zugrundeliegt, richtig ist.

² Vgl. H.P.Grice: *Meaning*, The Philos.Rev. 66(1957), 377-388; D.Lewis: *Convention. A Philosophical Study*, Cambridge/Mass. 1969, dt. Berlin 1975; S.Schiffer: *Meaning*, Oxford 1972; J.Bennett: *Linguistic Behavior*, Cambridge 1976, dt. Frankfurt 1981

³ Für die hier vorausgesetzte Kritik an der Theorie Herders verweise ich auf mein Buch "*Das Problem von Sprache und Denken*", Frankfurt 1981, Kap.I.

3. Implikationen der kommunikativen Sprachkonzeption

Häufig werden Meinungen der Art geäußert, daß jedes rein kommunikative Sprachverständnis zur "Reduktion des Phänomens Sprache auf ein von der Realität, Wahrnehmung und Erfahrung des Sprechers weitgehend unabhängiges 'reines' Kommunikationsmittel"⁴ führt. Doch darin liegt ein doppeltes Mißverständnis. Einmal wird die in der kommunikativen Konzeption vorausgesetzte Unabhängigkeitsthese mit ihrer Umkehrung verwechselt: daß "Realität, Wahrnehmung und Erfahrung des Sprechers" nicht *sprachabhängig* sind, heißt ja noch nicht, daß sie nicht *umgekehrt auf* die Sprache entscheidenden Einfluß ausüben können! Und daß Erfahrung und Denken *prinzipiell* vom Ausdruck zu trennen sind, heißt nicht, daß sie beim Menschen *faktisch* getrennt von der Sprache auftreten oder sich unabhängig vom Spracherlernen entwickeln. Auch die rein kommunikativ verstandene Sprache besitzt für sie grundlegende Bedeutung.

Beim *primären Spracherwerb* ist das offenkundig. Denn als das mit Abstand bedeutendste menschliche Kommunikationsmittel dient die Sprache ja auch der *Tradierung* von Erfahrungen und Gedanken innerhalb einer Gesellschaft oder Gemeinschaft. Für den sozialisierten Menschen spielt sie also auch dann eine zentrale Rolle, wenn die tradierten Inhalte selbst nicht sprachabhängig sind. Zahllose theoretische Kenntnisse und Überzeugungen (z.B. über Giftpflanzen oder gefährliche Chemikalien), zahllose soziale Normen und Konventionen (hochsanktionierte Strafbestimmungen z.B.) werden ausschließlich auf diesem Wege gewonnen. Mündliche Überlieferung ist dabei ebenso relevant wie schriftliche; alltägliche Redewendungen, Sprichwörter und literarische Texte ebenso wie Sachtexte oder kodifizierte Regeln und Normen. Für den *sekundären Spracherwerb* gilt, *mutatis mutandis*, das gleiche. Auch ein von der Abhängigkeitsthese unbeeindrucker Fremdsprachenlehrer wird vor die Frage gestellt, ob es sehr sinnvoll oder überhaupt zu verantworten ist, beim Deutschunterricht in Ländern der "dritten Welt" Texte zugrundezulegen, die neben der deutschen Grammatik, sagen wir, auch das Ethos Nietzsches oder der Weimarer Klassiker, oder die Vorstellungswelt der Romantik oder des Symbolismus vermitteln. Völlig zu Recht wird daher in der neueren Diskussion

⁴ K.H.Osterloh: *Eigene Erfahrung - fremde Erfahrung. Für einen umweltorientierten Fremdsprachenunterricht in der Dritten Welt*, Unterrichtswiss. (1978), 189

zum Fremdsprachenunterricht auf den Zusammenhang von sprachlichem und sozialem Lernen abgehoben.⁵ Zu beachten ist nur: da dieser Zusammenhang sich zunächst nur aus der Vermittlerfunktion der Sprache ergibt, besteht er unabhängig davon, ob man die Konzeption der Sprachabhängigkeit oder die kommunikative Sprachkonzeption zugrundelegt.

Der Unterschied des rein kommunikativen Sprachverständnisses von der Konzeption der Sprachabhängigkeit liegt in der Annahme eines nur *relativen*, nicht prinzipiellen, Einflusses auf Erfahrung und Denken. Als prinzipiell von der Sprache unabhängig gilt vor allem die erfahrbare Welt selbst, der empirische Zugang des einzelnen zu ihr und die begrifflichen und weiteren logischen Mittel zur "theoretischen Verarbeitung" der gewonnenen Erfahrungen. Sprachlich vermittelt ist das, was andere (Vorfahren, Eltern, Lehrer, Experten usw.) auf diesem Wege bereits gewonnen haben. *Abhängig* von ihm ist das Individuum aber nur, wenn es das Überlieferte *ungeprüft* übernimmt. Es ist nicht ausgeschlossen, ja, wird für die Sozialisation teilweise sogar vorausgesetzt, daß Menschen selbständig denken und wahrnehmen, und das macht abweichende oder völlig neue Ergebnisse prinzipiell möglich. Auf den höheren Stufen des sprachlichen Sozialisationsprozesses ist Distanz gegenüber tradierten Inhalten auch durchaus keine Seltenheit. Kein deutscher Schüler wird die im "*Büchmann*" gesammelten "geflügelten Worte" insgesamt oder auch nur zum größeren Teil zu eigenen Lebensmaximen erheben. Liest er Hebbels "*Maria Magdalena*", wird er im besten Falle die Tragik der Hauptpersonen historisch nachvollziehen, die ihr zugrundeliegenden bürgerlichen Moralvorstellungen aber gewiß nicht als eigene oder auch nur als die seiner Lehrer und Eltern anerkennen. Und auch die Anerkennung setzt, wenn sie bewußt erfolgt, Selbständigkeit im Erfahren und Denken voraus. Obwohl kein moderner Schüler die Existenz der ihm sprachlich vermittelten physikalischen Fliehkraft bezweifeln dürfte, gewinnt sein theoretisches Wissen erst durch die eigene Erfahrung, sagen wir, beim schnellen Durchfahren einer Kurve im Auto oder beim Umgang mit einer Wäscheschleuder für ihn Bedeutung. Das "geflügelte" Goethe-Wort, nach dem man das von den Vätern Ererbte "erwerben" muß, um es selbst zu "besitzen", gilt auch und zuallererst für das sprachliche Lernen.

⁵ Vgl. Osterloh 1978, a.a.O., 190f., 195, sowie die einschlägigen Zitate bei H. Göhring: *Deutsch als Fremdsprache und interkulturelle Kommunikation*, in: A. Wierlacher (ed.): *Fremdsprache Deutsch I*, München 1980, 70.

Doch das Bild prinzipieller Sprachunabhängigkeit, das die kommunikative Konzeption zeichnet, muß sogleich revidiert werden. Auf den elementareren Sozialisationsstufen vor allem ist die Situation komplizierter. Einmal ist kein Mensch *frei* zu entscheiden, welche Traditionen er übernimmt. Die physische und soziale Umgebung, in der er aufwächst, spielt eine vorentscheidende Rolle; expliziter und impliziter sozialer Anpassungsdruck engt die Wahl weiter ein. Schon sein Eigeninteresse würde ihn (vorausgesetzt, er verfügt von Anfang an über entsprechende Kritikfähigkeit und Bewußtheit) zu weitgehend *blinder* Übernahme der tradierten Inhalte führen, in einem Umfang zudem, der auch die nachträgliche Überprüfung weitgehend ausschließt. Schon aus praktischen Gründen kann also von einem "Erwerben" im Sinne Goethes nur partiell die Rede sein.

Noch schwerer aber wiegt, daß Menschen nicht als bewußt erlebende und kritikfähige "Persönlichkeiten" geboren werden, sondern sich dazu allmählich entwickeln, und auch dies nur mit erheblichen graduellen Unterschieden. Denn die persönlichkeitskonstituierenden Gedanken und Wünsche werden ja selbst zum überwiegenden Teil sozial erworben und damit sprachlich bestimmt, auch wenn sie *als solche* nicht sprachabhängig sein sollten. Ist die Person aber, zumindest teilweise, durch tradierte Inhalte konstituiert, wie kann sie dann noch Distanz zu ihnen gewinnen? Einen Menschen, der bestimmte soziale Normen als Kind "internalisiert" hat, wird auch die spätere Reflexion auf das bestehende Normengefüge nicht zu prinzipieller Kritik führen, da es, abgesehen von etwaigen inneren Widersprüchen und Differenzen in Anwendungsfragen, seinen Kriterien vollständig entspricht. Und wer den Wahrheitsgehalt einer tradierten Meinung prüft, kann zwar aufgrund von gegenteiligen Evidenzen oder vorhandenen Widersprüchen, die er ermittelt, auch zu einem negativen Ergebnis kommen; der logische und begriffliche Rahmen aber, in dem er seine Fragen formuliert, und die Methoden, mit denen er sie beantwortet, werden ihn, da sie selbst sprachlich tradiert sind, auch dort vielfach zu positiven Ergebnissen führen, wo Menschen anderer Traditionen Probleme sehen. Auch unter der Annahme einer rein kommunikativen Funktion der Sprache scheint es daher, wenn die Voraussetzung der zumindest partiellen sozialen Konstituiertheit von Personen richtig ist, eine prinzipielle Abhängigkeit des Individuums von der Sprache zu geben.

4. Lerntheoretische Vorzüge des kommunikativen Sprachverständnisses vor dem der Sprachabhängigkeit

Ist die kommunikative Auffassung der Konzeption der Sprachabhängigkeit gegenüber dann aber überhaupt noch im Vorteil? Führt sie nicht in das gleiche fatale Dilemma beim Fremdsprachenunterricht? Nein. Die entscheidenden lerntheoretischen Differenzen werden erkennbar, wenn man auf die Dinge achtet, die in der kommunikativen Sprachkonzeption, auch mit den gerade gemachten Einschränkungen, *nicht* impliziert sind. Da die soziale Abhängigkeit nur partiell und z.T. auch nur praktisch bedingt ist, *kann* man das Tradierte in besonders kritischen oder interessanten Fällen überprüfen oder sich einfach an die Maxime halten, daß es solange als verlässlich gilt, als keine zwingenden Gegengründe vorliegen. Prinzipiell sind davon auch die elementarereren Stufen betroffen. Auch dort ist die soziale Abhängigkeit nicht *total*, und wo sie besteht, bleibt offen, ob sie tatsächlich eine *irreversible* "Prägung" beinhaltet. Vielmehr ist spätestens durch die Psychoanalyse deutlich geworden, daß "internalisierte" soziale Normen vielfach ebenso "ichfremd" (dem "Überich", nicht dem "Ich" zugehörig) sind wie nicht "internalisierte" und daß sie ihre konstitutive Bedeutung für die Person verlieren können, wenn die Therapie ihre soziale Bedingtheit bewußt macht. Ähnliches gilt für sozial induzierte Wünsche überhaupt. Und man wird auch davon ausgehen können, daß vergleichbare "therapeutische" Effekte zu erzielen sind, wenn überkommene Denk- und Erfahrungsformen als rein traditional erwiesen werden und alternative Formen verfügbar sind.

Nun mag es sein, daß wir für die *Primärsprache* tatsächlich mit einem irreversiblen sozialen Anteil rechnen müssen. Beim *sekundären Spracherwerb* aber ist die Situation durchweg anders. Wer eine Fremdsprache lernt, hat in der Regel (von frühkindlichem Bilingualismus o.ä. einmal abgesehen) Bewußtsein, Kritikfähigkeit und Beurteilungsmaßstäbe bereits mit der "Muttersprache" erworben, besitzt also neuen Einflüssen gegenüber eine natürliche, wenn auch mehr oder weniger große, Distanz. Das Fremde wird *als* Fremdes erfaßt und am Eigenen relativiert. Umgekehrt wird auch dies durch das Fremde als relativ erwiesen, so daß das Erlernen fremder Sprachen zugleich eine "therapeutische Katalysatorfunktion" mit Bezug auf die Person des Betroffenen erfüllen kann. Sie zu ermöglichen bzw. zu fördern ist die Aufgabe entsprechend ausgearbeiteter Lehrmethoden. Fremdsprachenunterricht ist also im Rahmen des kommunikativen Sprachverständnisses nicht nur möglich,

sondern im Interesse einer umfassenden Persönlichkeitsbildung sogar erwünscht. Daß sich ein pädagogisches Generalpostulat zugunsten des Erlernens von *möglichst vielen* Fremdsprachen gleichwohl als wenig sinnvoll erweist, liegt weder an bestehenden Sprachabhängigkeiten, noch an der Sozialität des Lernens überhaupt, sondern an zwei allgemeinen lerntheoretischen Schwierigkeiten. Einmal ist die menschliche *Lernkapazität* begrenzt. Man wird also stets zwischen dem Lernaufwand und dem, was dabei tatsächlich an neuen Inhalten zu gewinnen ist, abwägen müssen. Zum andern droht die fortschreitende Relativierung tradierter Inhalte zumindest dort, wo es sich wirklich um Alternativen (nicht nur um Ergänzungen) handelt, persönlichkeitsdestruierend zu wirken - es sei denn, der "Person" (dem "Ich") wird die Fähigkeit zugeschrieben, *autonom* und damit *letztlich* unabhängig von Traditionen zu entscheiden, "wer sie sein will", und ein so starker Personbegriff ist natürlich alles andere als selbstevident. Der *Sinn* des Fremdsprachenlernens bleibt jedoch davon unberührt.

Anders in der Konzeption der Sprachabhängigkeit. Zwar ist auch hier das Erlernen einer oder, je nach Lernkapazität, mehrerer Fremdsprachen nach dem primären Spracherwerb theoretisch denkbar. Aber wenn Wünsche, Gedanken und Erfahrungen *als solche* an einzelne Sprachen gebunden sind, bedeutet der sekundäre Spracherwerb auch in dieser Hinsicht einen kompletten Neuaufbau. Auch die Wünsche und Gedanken, die die "Person" konstituieren, sind betroffen. Also ist der Zweitspracherwerb gleichbedeutend mit dem Erwerb einer zweiten Person, die infolge der Sprachabhängigkeit gegen die erste vollständig abgeschlossen wäre. Der bilinguale Mensch wäre schizophren. Er könnte keinerlei Vergleiche anstellen, Überschneidungen und Differenzen erkennen, oder sein primärsprachliches Repertoire durch das sekundärsprachlich Hinzugewonnene ergänzen. Er könnte nur blind von einer in die andere Sprache "springen". Ja, genau genommen könnte *er* nicht einmal dies, denn von "ihm" als einer Person, die zwischen Alternativen zu wählen hat, könnte nicht mehr geredet werden; der Sprachwechsel erhielte den Charakter willenslosen Erleidens. Das steht ersichtlich im Widerspruch zu unserem alltäglichen Selbstverständnis. Wollen wir an ihm festhalten, müssen wir davon ausgehen, daß die Sprachabhängigkeitsthese zumindest in der starken Version einer durchgängigen Bindung an komplette Einzelsprachen nicht haltbar ist, während die kommunikative Konzeption haltbar bleibt.

5. Prima-facie-Evidenzen für die Sprachunabhängigkeit der Erfahrung, Konzentration auf den Zusammenhang von Sprache und Denken.

Angesichts dessen stellt sich nun aber die Frage, was denn, abgesehen von der trivialen Feststellung weitgehender faktischer "Sprachlichkeit" des menschlichen Geisteslebens, überhaupt für die Abhängigkeitsthese sprechen könnte? Vielmehr scheint es doch offenkundig, daß zumindest unsere empirische Welt unabhängig besteht. Bleibt sie nicht dieselbe, gleichgültig ob ein Deutscher, Engländer oder Chinese sich auf sie bezieht? Existierte sie nicht schon Jahrtausende vor dem Auftreten des ersten sprachfähigen Menschen? Haben nicht auch sprachlose Tiere partiell Erfahrung von ihr? Wenn ich z.B. annehme, daß ein Habicht die am Boden laufende Maus aufgrund der ihn erreichenden optischen Stimulationen "sieht", werde ich wohl mit gleichem Recht unterstellen können, daß auch meine Wahrnehmungen auf sprachfreie Stimulationen zurückgehen. Alle unsere Erfahrungen aber scheinen eine wahrnehmungsmäßige Basis dieser Art zu haben.

Nun, wahrnehmen heißt nicht per se erfahren. Wenn "Wahrnehmung" als "bewußte sinnliche Rezeption ohne Intervention des Denkens" (o.ä.) definiert wird,⁶ ist ihre durchgängige Abhängigkeit von der Sprache tatsächlich wenig plausibel. "Erfahrung" im prägnanten Sinn aber setzt "Denken" voraus. Bekanntlich ist es eine Binsenweisheit der empirischen Wissenschaft, daß die Natur nur auf die Fragen "antworten" kann, die ihr gestellt werden, und daß der Aufbau eines Experiments und die verwendeten Beobachtungs- und Auswertungsmethoden das Ergebnis maßgeblich beeinflussen. Daher ist es nur selbstverständlich, daß Kulturen, die keine "Wissenschaft" nach neuzeitlich-abendländischem Muster kennen, andere "Erfahrungen" von der Welt haben. Schon etwas so Prinzipielles und Formales wie das allgemeine Kausalprinzip impliziert eine "gedankliche" Vorentscheidung, denn eine Welt raumzeitlicher Ereignisse, die nur als solche identifiziert, aber nicht kausal aufeinander bezogen werden können, ist leicht vorstellbar. Faktisch verschieden sind ohnehin bei verschiedenen Völkern die Formen, in denen Wahrnehmungskontinua (Farben, Töne usw.) begrifflich gegliedert werden. Ebenso gibt es entscheidende Differenzen der

⁶ Ich orientiere mich hier an der auf Kant zurückgehenden philosophischen Terminologie. Neuere Wahrnehmungstheorien haben die Idee einer reinen Rezeption fallen gelassen und mehr oder weniger weitreichende kognitive Elemente in den Begriff der "Wahrnehmung" selbst eingebaut. Der prinzipielle Dualismus von Rezeptivität und Spontaneität dürfte aber erhalten bleiben. Der Schritt zum Kantischen "Denken" liegt nur früher.

Raum-Zeit-Messung oder - zumindest als Denkmöglichkeit - des Bezugs auf Raum und Zeit überhaupt. Prinzipielle ontologische Unterschiede sind denkbar, je nach dem, ob die Erfahrungswelt sich aus materiellen Gegenständen, Ereignissen oder propositional strukturierten Entitäten ("Tatsachen") konstituiert. Und natürlich ergeben sich zahllose interkulturelle Differenzen, wenn weniger grundsätzliche Formen des Denkens, die erfahrungsrelevant sind, verglichen werden.⁷

Mit der Intervention des "Denkens" beim Überführen von "Wahrnehmungen" in "Erfahrung" wird aber auch die Annahme der Sprachunabhängigkeit weniger selbstverständlich. Wird "Welt" als objektives Korrelat der "Erfahrung" definiert, rückt auch sie, anders als zunächst angenommen, in den Bereich des potentiell Sprachgebundenen. Aber auch wenn wir sie nur als Korrelat unserer "Wahrnehmung" ansehen, bleibt die Tatsache, daß unser empirischer Zugang zu ihr (abgesehen von seltenen Fällen bloßer Wahrnehmung) vom Denken und damit möglicherweise auch von der Sprache beeinflusst ist. Jedenfalls entsprechen den verschiedenen Denk- und Erfahrungsformen in der Regel auch verschiedene Formen des Redens. Ob die Sprache dabei der bestimmende Faktor ist, steht natürlich dahin und müßte von den Vertretern der Abhängigkeitsthese bewiesen werden. Da der Spracheinfluß aber, wenn er besteht, zuallererst, wenn nicht ausschließlich, das Denken betrifft, scheint es aus arbeitsökonomischen Gründen ratsam, sich zunächst ganz auf den Zusammenhang von Sprache und Denken zu konzentrieren. Lassen sich hier Sprachabhängigkeiten nachweisen, ergibt sich die Übertragung auf die "Erfahrung" von selbst. Etwaige indirekte oder (bei modifiziertem Wahrnehmungsbegriff) direkte Einflüsse auf die "Wahrnehmung" können anschließend untersucht werden. Die primäre Frage ist also: ist unser Denken sprachabhängig oder nicht?

6. Unzureichende Evidenzen über sprachfreies Denken

Ich habe an anderer Stelle⁸ ausführlich begründet, warum diese Frage mir derzeit unbeantwortbar scheint und warum befriedigende Antworten auch in näherer Zukunft nicht zu erwarten sind. Hier muß ich mich

⁷ Vgl. z.B. die Ausführungen über traditionelle, sprachlich bestimmte Handlungsweisen in vorindustrialisierten Gesellschaften bei Osterloh 1978, a.a.O., 192ff.

⁸ Seebaß 1981, a.a.O.

auf wenige, im gegenwärtigen Zusammenhang vor allem interessierende Punkte beschränken. Zunächst ist festzustellen, daß die *unspezifizierte* Frage nach der Abhängigkeit "des Denkens" von "der Sprache" aussichtslos ist. Unsere umgangssprachliche, aber auch unsere wissenschaftliche Rede vom "Denken" ist notorisch vage und vieldeutig; sieht man genauer zu, so gilt dies auch für den anfänglich relativ klar erscheinenden Begriff der "Sprache". Nur wenn gesagt wird, *welche* Phänomene des Denkens und Sprechens betroffen sind, hat die Frage nach ihrem Zusammenhang Sinn. Eine komplette und theoretisch befriedigende Liste von Denk- und Sprachbegriffen, die relevante Erscheinungen eindeutig zu identifizieren gestattet, liegt jedoch bislang nicht vor. Ein systematisches Vorgehen ist damit unmöglich. Wir sind zum größten Teil auf unser Vorverständnis verwiesen bzw. auf die begrifflichen Spezifikationen, die in den einschlägigen Wissenschaften (Philosophie, Linguistik, Psychologie) faktisch bereit liegen. Endgültige Resultate sind also kaum zu erwarten. Aber man kann auch mit den verfügbaren Mitteln ein gutes Stück weiterkommen.

Wer der Abhängigkeitsthese gegenüber skeptisch ist, wird zuerst nach Beispielen von *sprachfreiem Denken* suchen. Dabei ist er fraglos in einer günstigen Beweissituation. Hat er gezeigt, daß eine bestimmte Denkleistung *faktisch* sprachfrei auftritt, hat er a fortiori auch ihre *prinzipielle* Sprachfreiheit unter Beweis gestellt und die Abhängigkeit für den hier exemplifizierten Denktypus ausgeschlossen. Relevante Fälle sind uns schwer zu finden. Beim blitzartigen, folgerichtigen Reagieren in einer Gefahrensituation z.B. scheint schlußfolgerndes Denken vorzuliegen, ohne daß Zeit genug für die Formulierung entsprechender Sätze bleibt. Die Sprachunabhängigkeit von begrifflichem Denken wiederum wird durch die bekannten, in zahllosen Varianten an Erwachsenen, Kindern und Tieren durchgeführten, psychologischen Begriffsbildungsexperimente nahegelegt, bei denen vorgelegte Gegenstände oder sonstige Reize nach einem (zu entdeckenden) allgemeinen Gesichtspunkt klassifiziert werden müssen. Erinnerung sei etwa an die verblüffend positiven Ergebnisse, die Furth mit solchen Tests bei Taubstummen erzielte, oder an die noch verblüffenderen Befunde bei höheren und sogar weniger hohen Tieren.⁹

⁹ H.G.Furth: *Thinking without Language. Psychological Implications of Deafness*, New York / London 1966, dt. Düsseldorf 1972; B.Rensch: *Gedächtnis, Begriffsbildung und Planhandlungen bei Tieren*, Berlin / Hamburg 1973

Leider zeigt die *genauere* Untersuchung, daß alle derartigen Fälle weniger hergeben, als es zuerst den Anschein hat. Sehr summarisch lassen sich vier generelle Schwierigkeiten herausstellen, die einem sicheren Sprachunabhängigkeitsnachweis bislang im Wege stehen. Erstens: der *experimentellen* Untersuchung sind enge Grenzen gesetzt. Man kann normal begabte, sprachfähige Kinder eben nicht einfach am Spracherwerb hindern und sehen, wie sich ihr Denken in diesem Falle entwickelt bzw. zu welchen Denkleistungen sie bei intensivem nicht-sprachlichem Training fähig sind. Ebensowenig kann man die Sprach- und Denkfähigkeiten von Erwachsenen durch neurologischen Eingriff beliebig beeinflussen. Man ist auf den engen Bereich der vorliegenden und wissenschaftlich aktenkundigen Anomalien und Pathologien beschränkt. Tiere jedoch, bei denen experimentelle Skrupel nicht bestehen, sind keine adäquaten Versuchspersonen, weil ihnen mit der Sprache ja auch eine Vielzahl anderer Intelligenzleistungen anlagemäßig fehlen kann, ohne daß dies eine Folge des fehlenden Sprachbesitzes darstellt.

Zweitens: auch innerhalb des skizzierten experimentellen Rahmens bestehen *praktische* Probleme beim definitiven Ausschluß der Sprache. Indirekte Abhängigkeit von früheren Sprachleistungen oder der fortbestehenden Sprachfähigkeit lassen sich in der Beobachtung faktisch sprachfreien Denkens nicht ohne weiteres erkennen. Ähnliches gilt für den Ausschluß aktueller Sprachleistungen, die zusammen mit oder kurz vor der Denkleistung im (mentalenen oder physischen) Inneren des Betroffenen auftreten. Bei Erwachsenen, die eine Sprache erlernt haben, ist mit solchen Abhängigkeiten immer zu rechnen. Wer kann z.B. allein auf der Grundlage der auftretenden Minderleistungen mit Sicherheit sagen, *wie weit* ein Aphasiker seine Sprachfähigkeit oder die Fähigkeit zum "stillen Sprechen" (bewußt oder unbewußt) wirklich verloren hat? Und wenn wir Kinder während der Sprachentwicklung beobachten, ergibt sich eine entsprechende Unsicherheit bezüglich des jeweils erreichten Entwicklungsstandes, zumindest wenn nicht nur auf das verfügbare Ausdrucksrepertoire, sondern auf das realiter mit ihm verbundene semantische Verständnis abgestellt wird.

Drittens: Unklarheiten des *Sprachbegriffs* kommen hinzu. "Sprechen" in einem für die Abhängigkeitsthese relevanten Sinn muß nicht die uns vertraute akustische oder graphische Form der Verwendung menschlicher Natursprachen haben. Kunstsprachen kommen in jedem Falle hinzu. Doch wo genau liegen die Grenzen? Daß Taubstumme, welche die

Fingersprache beherrschen, nicht völlig sprachfrei sind, ist ebenso offenkundig wie ihre Unfähigkeit zu vielen sprachlichen Leistungen, zu denen ihre normalsinnigen Landsleute fähig sind; die genauen Grenzlinien aber sind unklar und werden dies auch solange bleiben, als keine hinreichend detaillierte Semantik der Taubstummsprache (und der Natursprachen!) vorliegt. Bei Tieren, die sprachanaloge Leistungen zeigen (Delphine, Vögel, Affen), ist die Unsicherheit natürlich noch größer. Daß wir uns, soll die Abhängigkeitsbehauptung nicht von vornherein äußerst implausibel werden, nicht auf die Musterfälle des unangezweiften Gebrauchs der Natursprachen beschränken können, sondern den weiteren Bereich der *Zeichenverwendung* berücksichtigen müssen, hat sich schon im Zusammenhang mit den kontraintuitiven Konsequenzen der Abhängigkeit für unser Verständnis der Zweisprachigkeit gezeigt (S.10). Welche Arten der Zeichenverwendung es jedoch gibt, worin sie genau besteht und wann wir sie einem beliebigen Wesen zuschreiben können, ist unklar. Folglich bleiben auch unsere Behauptungen über sprachfreies Denken unsicher.

Viertens und vor allem: aufgrund des unscharfen und nicht hinreichend differenzierten *Denkbegriffe* können wir auch in den Fällen, in denen Sprach- oder Zeichenverwendung tatsächlich zu fehlen scheint, nicht sicher sein, *welche* Leistung des Denkens jeweils als sprachunabhängig erwiesen wurde und ob überhaupt eine Leistung vorliegt, die denen, die wir normalerweise mit unserer Sprache erbringen, *gleichrangig* ist. Können wir, um die früheren Beispiele aufzugreifen, wirklich behaupten, daß unser folgerichtiges Reagieren in einer Gefahrensituation auf "Schlußfolgerungen" beruht oder daß ein Tier, das ein Sortierproblem löst, wirklich "Begriffe" bildet? In der Literatur jedenfalls gibt es auf Seiten derer, die die Sprachunabhängigkeit favorisieren, zahlreiche Beispiele für Überschätzungen.

Nehmen wir etwa die sogenannten "Begriffsbildungsexperimente". Daß das sprachfreie Sortieren von Holzklötzchen nach Farbe und Form noch kein Beweis für die Sprachfreiheit "des begrifflichen Denkens" ist, liegt auf der Hand; der Begriff der "irrationalen Zahl" oder der Wahrheitsbegriff sind damit ganz sicher nicht erfaßt. Der Anspruch muß drastisch eingeschränkt werden. Aber wie weit? Können wir sagen, daß die Begriffe der "Form" oder der "Farbe" durch das Sortierverhalten belegt werden, oder müssen wir uns auf Begriffe wie "Viereck" und "Rot" konzentrieren? Können wir aufgrund dessen, daß wir nach dem Gesichtspunkt der Viereckigkeit klassifizieren, ohne weiteres

unterstellen, daß *andere* nach dem gleichen Prinzip verfahren? Derselbe Gegenstandsbereich läßt sich ja - prinzipiell und in vielen Fällen auch praktisch - nach verschiedenen Gesichtspunkten als eine Klasse auffassen. Und selbst wenn der Gesichtspunkt unstrittig ist, bleibt fraglich, ob wir es tatsächlich mit *Begriffen* zu tun haben. Für "Begriffe" im prägnanten Sinne (auf sprachlicher Ebene: Prädikate) ist ihre Anwendbarkeit auf partikuläre Gegenstände (Subjekte), die unter sie fallen, konstitutiv; ihr Besitz setzt also die Fähigkeit zur *numerischen* Identifikation solcher Gegenstände voraus. Das korrekte Sortierverhalten jedoch, das ein Tier zeigt, das diskriminatorisch auf rote Reize reagiert, ist dafür kein hinreichender Beweis, da es nicht mehr verlangt als die Fähigkeit zu entsprechender *qualitativer* Differenzierung. Wenn *diese* Leistung sich als sprachunabhängig erweist, ist das nicht eben aufregend, schon deshalb nicht, weil es ein prinzipielles Argument dafür gibt, daß die Identifikation von Wahrnehmungsqualitäten zumindest auf einer elementaren Stufe nicht an Zeichenverwendung gebunden sein kann.¹⁰ Von einer Gleichrangigkeit der sprachfrei erbrachten Denkleistung mit der Form des begrifflichen Denkens, das (im Normalfall) mit Ausdrücken wie 'rot' und 'viereckig' verbunden ist, kann nicht die Rede sein. Das entscheidende Problem ist dabei nicht, daß wir über keine geeigneten Versuchspersonen oder experimentelle Methoden verfügen, die uns den geforderten Sprachunabhängigkeitsnachweis ermöglichen würden, sondern daß wir gar nicht genau angeben können, wie eine sprachfreie Leistung, die der Verwendung sprachlicher Begriffe entspricht, prinzipiell aussehen müßte. *Faktisch* sind nun einmal die meisten der uns besonders interessierenden höheren Denkleistungen sprachliche Leistungen. Daß es uns an hinreichend differenzierten nichtsprachlichen Kriterien fehlt, die uns ihren Nachweis auch außerhalb des Bereichs der Sprache gestatten würden, ist das bedeutendste Hindernis für das Problem von Sprache und Denken.

7. Die allgemeine Beweissituation des Vertreters der Abhängigkeit

Wie wichtig die Bereitstellung solcher Kriterien ist, zeigt sich auch von der entgegengesetzten Seite her. Wenn faktisch sprachfreies

¹⁰ Da die als Zeichen zu verwendenden Entitäten (Laut- und Schrifttypen) selbst qualitativ identifiziert werden müssen, ergäbe sich unter der Annahme der Zeichengebundenheit dieser Identifikationsleistungen ein Regreß.

Denken ein Beweis für Sprachunabhängigkeit ist, können wir dann nicht auch umgekehrt in all den Fällen, in denen dieser Beweis nicht möglich ist, auf Sprachabhängigkeit schließen? Dieser Schluß ist vor allem für den Verfechter der Abhängigkeitsthese verlockend und findet sich nicht selten auch in der Literatur. Dennoch ist es ein Kurzschluß. *Faktische Sprachlichkeit*, auch wenn sie ausnahmslos auftritt, ist nicht *Sprachabhängigkeit*. Der drohende Fehlschluß ist ein Indiz der grundlegenden Asymmetrie der Beweissituationen des Befürworters und des Gegners der These. Wer die Abhängigkeit positiv unter Beweis stellen will, kann sich nicht nur (wie der Gegner) auf faktische Zusammenhänge zwischen Sprach- und Denkleistungen stützen, sondern muß zeigen, daß sie *notwendig* sind. Die faktische Sprachlichkeit ist dafür nur eine Minimalbedingung. Zusätzliche Argumente müssen sicherstellen, daß *mehr* vorliegt als nur ein *kontingentes* Zusammentreffen. Welcher Sinn von "Notwendigkeit" bzw. "Kontingenz" dabei zur Debatte steht, bedarf einer eingehenderen Untersuchung, in die ich hier nicht eintreten kann.¹¹ Aber die allgemeine Richtung ist klar. "Kontingenz" im relevanten Sinne liegt jedenfalls dann vor, wenn die Sprachlichkeit des Denkens *nur* auf zugrundeliegende kommunikative Interessen oder *nur* darauf zurückgeht, daß es in der entscheidenden Sozialisationsphase faktisch sprachlich vermittelt wurde. Und von "Notwendigkeit" des Zusammenhangs wird nur dann die Rede sein können, wenn zu erkennen ist, daß die Verwendung von Zeichen für die Denkleistung *selbst*, nicht für *andere* mit ihr verbundene Leistungen, eine entscheidende und nicht anderweitig ersetzbare Funktion erfüllt.

Prüft man die zahlreichen vorliegenden Argumente für die Sprachabhängigkeit unter diesem Gesichtspunkt, so zeigt sich, daß keins den erforderlichen Notwendigkeitsnachweis erbracht hat, ja, daß diese Aufgabe meist gar nicht ernsthaft in Angriff genommen wurde. Die Verfechter der Abhängigkeit stützen sich fast ausnahmslos auf die Suggestivkraft der Tatsache, daß menschliches Denken und Erfahren sich nun einmal zum überwiegenden Teil in der Sprache manifestiert, insbesondere die für den Menschen spezifischen höheren Leistungen. Daß es so schwer ist, sich dieser Suggestion zu entziehen, hängt natürlich mit den schon erörterten Beweisproblemen des Gegners zusammen, vor allem dem dritten und vierten, die die Begriffe "Sprache" und "Denken" betreffen. Wenn man nicht weiß, wie *anders* als

¹¹ Vgl. dazu Seebaß 1981, a.a.O., Kap.VI

auf sprachlichem Wege bestimmte Denkleistungen zu identifizieren sind, liegt der Gedanke, daß man es *nur* auf diesem Wege kann, nahe. Aber wer sagt, daß unsere derzeitigen begrifflichen und methodischen Schwierigkeiten prinzipielle Bedeutung haben? Der Fehler des Abhängigkeitsbefürworters liegt darin zu glauben, daß nur der Gegner mit ihnen zu kämpfen hat, während sie in Wahrheit ein Hindernis für *jede* befriedigende Lösung des Problems von Sprache und Denken darstellen. Daß auch die Abhängigkeitsbeweise betroffen sind, zeigt sich, wenn man im einzelnen untersucht, welche Evidenzen in ihnen in Anspruch genommen und mit welchen Schritten welche Folgerungen daraus gezogen werden. Ich möchte mich dabei auf einen einzigen Beweistyp beschränken, und zwar den, der für das Fremdsprachenproblem die größte Bedeutung besitzt: die Begründung der Sprachabhängigkeit im Rekurs auf bestehende Unterschiede zwischen den menschlichen Natur Sprachen.

8. Drei Teilthesen des Beweises aus Sprachverschiedenheiten, Unbegründetheit der Sprachabhängigkeitsthese

Jeder, der es selbst einmal ernsthaft versucht hat, weiß, wie schwer es ist, gut zu übersetzen, zumindest bei literarischen oder etwas anspruchsvolleren wissenschaftlichen Texten. Entsprechend alt sind die Klagen der Übersetzer, entsprechend groß ihr Ruhm, wenn die Aufgabe gelungen ist. (Hans Wollschläger z.B. wird als Übersetzer des "Ulysses" auf dem Buchumschlag in nicht weniger großer Schrift genannt wie Joyce selbst!) Doch bleiben wir nüchtern. Bei literarischen Texten geht ein Großteil der Übersetzungsschwierigkeiten auf das Konto ihrer *ästhetischen* Qualitäten, die zudem nicht selten nur auf der Ausdrucksseite der Sprache liegen (Satzrythmus bzw. Versmaß, Intonationskurven, Assonanzen, Onomatopoeien u.a.) und die Semantik, die uns mit Blick auf das sprachliche Denken interessiert, gar nicht berühren. Darüber hinaus lassen sich viele Schwierigkeiten auf *allgemeine* Verständnisprobleme zurückführen, die durch die Aufgabe der Übersetzung, die zu eindeutigen Interpretationen zwingt, nur manifest werden, tatsächlich aber schon in der Originalsprache vorhanden sind. (Die Unklarheiten, auf die der Übersetzer Hegels oder Heideggers aufmerksam wird, lassen sich schwerlich der deutschen Sprache als solcher zuschreiben, auch wenn deutschen Lesern, die rasch darüber hinweglesen, die Schwierigkeiten oft nicht bewußt werden.) Probleme dieser Art müssen wir ausscheiden. Dennoch bleibt

ein beachtlicher Teil genuiner, semantischer Übersetzungsprobleme und unter diesen wieder ein Teil, der so grundsätzlich ist, daß er nicht nur dem temporären Ungenügen des Übersetzers, sondern dem Ungenügen der Sprache selbst zuzugehören scheint.

Ausgehend von solchen Beobachtungen ist der Verfechter der Abhängigkeitsthese geneigt, etwa so zu argumentieren. Die Natursprachen unterscheiden sich (unter anderem auch) in semantischer Hinsicht wesentlich voneinander. Sie enthalten ein jeweils anderes begriffliches bzw. logisches Schema. Entsprechend unterschiedlich ist Denken, Erfahrung und "Weltbild" derer, die sie benutzen. Die auftretenden interlingualen Verständnisprobleme, die in der Übersetzung zutage treten, sind, wenn überhaupt, dann nur partiell zu überwinden. Stets bleibt ein unübersetzbarer Rest. Also sind die verschiedenen Sprachen letztlich semantisch, und das heißt eben auch "gedanklich", gegeneinander abgeschlossen. Entsprechendes gilt für ihre Benutzer. Folglich ist jeder Mensch in seinem Denken und Erfahren abhängig von der Sprache, die er erlernt hat.

Dieser Gedankengang enthält verschiedene "Non-Sequiturs" auf einmal, und es sollte nach dem Vorhergehenden nicht allzu schwer sein, sie ausfindig zu machen. Abhängigkeitsargumente, die sich auf Sprachverschiedenheiten berufen, suchen in aller Regel nicht *eine*, sondern (wenigstens) *drei* generelle Thesen über das menschliche Denken daraus abzuleiten, die der Sache nach aber voneinander unabhängig sind und darum strikt auseinandergehalten werden müssen:

- (A) Das Denken ist, korrespondierend zu den verschiedenen Sprachen, wesentlich voneinander verschieden.
- (B) Das Denken jedes einzelnen Menschen ist durch die (sprachliche) Sozialisation ein für allemal auf das erlernte Denkschema festgelegt.
- (C) Das Denken ist an die korrespondierende Sprache (in schwächerer Version: an Zeichenverwendung überhaupt) notwendig gebunden.

In partieller Anknüpfung an den in der Literatur seit Whorf verbreiteten Sprachgebrauch möchte ich kurz von der "Relativitätsthese", der "kognitiven Abhängigkeitsthese" und der "Sprachabhängigkeitsthese" reden. Für die letzteren beiden, (B) und (C), enthalten die vorliegenden Argumente meist noch nicht einmal den Versuch einer Rechtfertigung. Vielmehr werden sie stillschweigend als gegeben vorausgesetzt oder, noch schlimmer, in prinzipieller Verkennung

ihrer Eigenständigkeit als bloße Korrollarien von These (A) angesehen. Es ist aber, wenn man die Differenzierung vornimmt, klar, daß die Relativitätsthese weder allein, noch zusammen mit der kognitiven Abhängigkeitsthese die Sprachabhängigkeitsthese impliziert. Die beiden ersten Thesen sind Zusatzbedingungen, die erklären, warum bestehende Sprach- oder Zeichenabhängigkeiten interlingual von Interesse sind. Da eine eigenständige Begründung für (C) fehlt, wird das Beweisziel nicht erreicht; die vorliegenden Argumente begehen ihm gegenüber eine "petitio principii".¹² Argumentiert wird lediglich für die Relativität, allenfalls unter Hinzuziehung einzelner Evidenzen, die auf kognitive Abhängigkeit hinzudeuten scheinen. Und auch diese beiden Behauptungen erweisen sich nicht als sicher.

9. Unzureichende Evidenzen für die Relativitätsthese

Prüfen wir zunächst die Relativitätsthese. Die extreme Behauptung,¹³ daß es *keinerlei* "gedankliche" Überschneidungen zwischen den Sprachen gibt, die Relativität also *total* ist, ist extrem implausibel. Selbst die schon mehrfach angezweifelte starke Version der Abhängigkeitsthese, die auf komplette Sprachen (nicht nur auf Zeichenverwendung überhaupt) bezogen ist, würde keiner so starken Zusatzannahme bedürfen, um sie interlingual interessant zu machen. Genügen würde für sie schon die Annahme, daß die Gemeinsamkeiten - mag es sie objektiv geben oder nicht - subjektiv, von den Sprechern, nicht *erkannt* werden können. Diese rein epistemische Variante der Relativität, die in der neueren Semantik eine bedeutende Rolle gespielt hat und für die tatsächlich einiges spricht,¹⁴ würde die Realität und mögliche Korrektheit von Übersetzungen nicht bestreiten müssen,

¹² Anhand von einschlägigen Texten ist das leicht nachzuprüfen. Ein signifikantes Beispiel analysiert Seebach 1981, a.a.O., 238f.

¹³ Angelegt z.B. in der pauschalen Verwerfung der "Overlap-Hypothese" durch B.-b. Müller: *Zur Logik interkultureller Verstehensprobleme*, Jb. Dt. als Fremdspr. 6 (1980), 103ff.

¹⁴ Der klassische Text ist W.V. Quine: *Word and Object*, Cambridge/Mass. 1960, dt. Stuttgart 1950, Kap. 2. Quines auf "radikale" (voraussetzungslose) Übersetzungssituationen bezogene These der "indeterminacy of translation" ist überzeugend in ihrem Nachweis, daß Sprachen durch das beobachtbare Verhalten ihrer Benutzer semantisch unzureichend bestimmt sind. Implausibel ist die (auch von Quine nicht vertretene) Totalisierung der epistemischen Relativität. Zu beachten ist ferner, daß die semantische Unbestimmtheit nicht nur interlingual, sondern auch innerlingual besteht.

auch wenn jeder Korrektheitsnachweis ausgeschlossen und grundsätzlich damit zu rechnen ist, daß der Übersetzer die eigene Semantik nur in die fremde Sprache "hineinprojiziert". Dagegen könnte man unter Voraussetzung der extremen Relativitätsthese von "Übersetzungen" gar nicht reden, da es gemeinsame Inhalte, die interlinguale semantische Zuordnungen von Ausdrücken möglich machen, ja ex hypothesi nicht mehr geben soll. Das steht im eklatanten Widerspruch zur Praxis zwischensprachlicher Verständigung und scheint mir daher ein hinreichend starker Grund gegen die Annahme totaler Relativität. Wenn die Relativitätsthese haltbar ist, dann nur in der Beschränkung auf *Teilbereiche* der Sprachen.

Doch bevor diese näher bestimmt werden können, muß eine triviale Form der Relativität ausgegrenzt werden. Niemand verwundert es, wenn die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft in theoretischer wie praktischer Hinsicht verschiedener *Meinung* sind. Menschen sind unterschiedlich, Uniformität zwischen ihnen ein Zeichen fehlender individueller und sozialer Entfaltungsmöglichkeiten. Wohl können Meinungsverschiedenheiten Streit hervorrufen. Sind sie zu groß, gerät der soziale Zusammenhalt in Gefahr. Am *Verständnis* zwischen den Streitenden ändert sich dennoch nichts. Im Gegenteil, nur *weil* sie einander verstehen, können die Differenzen bedrohlich werden. (Wäre Galilei nicht verstanden worden, hätte die Inquisition ihm keinen Prozeß gemacht.) Wenn wir gelegentlich davon sprechen, daß Streitende "aneinander vorbeireden", sich also insofern nicht verstehen, meinen wir meist nicht den *Sinn*, sondern das *Thema* ihrer Rede. Liegen aber tatsächlich verschiedene Interpretationen vor, so betreffen sie *einzelne*, wechselseitig umstrittene Ausdrücke ('liberal' z.B., oder 'konservativ'), niemals die Sprache im ganzen. Innersprachliche Interpretationsprobleme treten immer auf dem Hintergrund eines weiten Feldes von unangezweifelter semantischer Übereinstimmungen auf, mit Hilfe derer sie auch zumeist gelöst werden. Gewiß, es gibt Grenzen. Aber auch wenn wir mit einer gewissen Anzahl unüberwindlicher Mißverständnisse zu rechnen haben, so geht doch die weit überwiegende Mehrheit der konkreten Meinungsverschiedenheiten nicht auf sie zurück.

Die Anwendung auf den interlingualen Bereich ist klar. Wenn abweichende Meinungen schon innerhalb einer Sprache etwas Alltägliches sind, so ist bei Sprechern verschiedener Sprachen damit erst recht zu rechnen. Ebensowenig muß es verwundern, wenn ein beträchtlicher Teil der hier auftretenden Differenzen gruppenspezifisch ist. ("Andere Länder

andere Sitten!") Daß sie mit Sprachverschiedenheiten einhergehen, ist eine natürliche Folge der sprachlichen Sozialisation, die maßgeblich daran beteiligt ist, daß ein Grundkonsens zwischen den Mitgliedern einer Gruppe entsteht, der sie (bei allen internen Unterschieden) gemeinsam gegen andere Gruppen abgrenzt. "Grundkonsens" aber heißt nichts weiter als Übereinstimmung in bestimmten gruppenkonstitutiven *Meinungen*. Ob diese sich in der *Semantik* niederschlagen haben, ist völlig offen. Die Sozialisationsfunktion der Sprache ist daran jedenfalls nicht gebunden.

In den vorliegenden Begründungen für die Relativitätsthese wird der erforderliche Schritt über das Faktum gemeinsamer Meinungen hinaus oft nicht getan. Entsprechend kurzschlüssig ist das Ergebnis. Nehmen wir ein charakteristisches Beispiel:¹⁵ Wenn ein öffentlicher Bus in Peru ('colectivo') nicht nach dem Prinzip verkehrt, daß Route und Abfahrtszeiten unabhängig von seiner jeweiligen Auslastung und den jeweiligen Wünschen seiner Benutzer festliegen, kann man zwar unterstellen, daß diese Verkehrspraxis von einem Peruaner mit dem Wort *asoziiert* und mit Selbstverständlichkeit auch auf das deutsche Wort ('Bus', oder 'Linienbus') übertragen wird, das der Polyglott oder der Repräsentant des Goethe-Institutes in Lima ihm als Übersetzung anbietet. Daraus aber zu folgern, die Assoziationen seien Teil der (man müßte sagen:) "peru-spanischen" Semantik, wäre wohl mehr als seltsam. Nicht jede Assoziation, die wir individuell oder als Gruppenmitglied mit einem Ausdruck verbinden, ist semantisch begründet. Ob sie zum "System" der Sprache gehört, muß durch spezielle linguistische Untersuchungen ermittelt werden, nicht durch die generelle Feststellung ihres Auftretens. Fraglos sind die Grenzen zwischen Semantik und Meinung in manchen Fällen unscharf. Dann wird die Entscheidung eine Sache der "theoretischen Ökonomie". Aber das ist, wie bei allen Grenzfällen, die Ausnahme und nicht die Regel. Doch selbst wenn wir annehmen müßten, daß die peruanische Verkehrspraxis Teil der "peru-spanischen" Bedeutung von 'colectivo' ist, hieße das nicht mehr, als daß eine semantische *Spezifizierung* vorliegt, die über den semantischen "Kern" des gemeinspanischen Wortes hinausgeht. Dieser "Kern" dürfte sich mit dem des deutschen Wortes immer noch weitgehend decken, läßt eine Übersetzung also insofern zu, und ein guter Fremdsprachenlehrer wird zudem wissen, was er zu tun hat, um irreführende Zusatzassoziationen auszuschalten. Von einer semantisch begründeten Relativität des Denkens kann daher nicht die Rede sein.

¹⁵ Vgl. Müller 1980, a.a.O., 103f.

Aber auch bei den Unterschieden, die eindeutig nicht auf Sprecher-Meinungen, sondern auf die Struktur der Sprachen zurückgehen, ist Vorsicht geboten. Zunächst ist zu prüfen, ob es sich tatsächlich um *semantische* Strukturunterschiede handelt. Kurzschlüssige Relativitätsbehauptungen sind auch hier keine Seltenheit. Der gravierendste Fehler, den Max Black¹⁶ den "Fehler des Linguisten" genannt hat, weil er dieser Disziplin besonders naheliegt, besteht darin zu glauben, allen Strukturunterscheidungen auf der *Ausdrucksseite* der Sprache müßten auch Unterscheidungen in der *Bedeutung* entsprechen. Daß dies nicht richtig sein kann, kann man sich leicht an einschlägigen Beispielen aus der eigenen Sprache klar machen (Synonyme, Füllwörter usw.). Besonders verführerisch sind *Etymologien*, die den Anschein erwecken, als gäbe es eine über alle diachronischen Veränderungen hinwegreichende historische Grundbedeutung, die - bewußt oder unbewußt - auch das Denken der heutigen Benutzer des Ausdrucks prägt. Doch es ist völlig offen, ob das, was früher einmal bedeutsam war, heute überhaupt noch *semantische Relevanz* besitzt. Die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes kann sukzessive durch eine metaphorische oder eine nachträglich hinzugekommene zweite Bedeutung verdrängt werden, ohne daß dieser Prozeß dem Sprecher, der es heute verwendet, bewußt oder auch nur bekannt wäre. Vielfach ist die ursprüngliche Bedeutung nur hypothetisch von Sprachhistorikern zu rekonstruieren. Semantische Irrelevanzen dieser Art sind vor allem im Bereich der Grammatik gang und gäbe. (Man denke etwa an die durchgängige Genus-Einteilung der deutschen Substantive durch die Artikel 'der'/'die'/'das'!) Erschwert wird eine angemessene Einschätzung zudem dadurch, daß es, so wie es semantisch irrelevante Ausdrucksmerkmale gibt, auch umgekehrt eine Fülle von realen semantischen Distinktionen gibt, die ausdrucksseitig entweder gar nicht oder nur unvollständig markiert sind. Homonyme (wie 'Stift') sind ein Beispiel, Einwortsätze ('Feuer!') und Satzverkürzungen ('Heute geschlossen') ein anderes. Sich auf die Ausdrucksseite allein verlassen kann man in keinem Fall. Sie ist bestenfalls ein Indiz, das durch den darüber hinausgehenden Nachweis vorhandener semantischer Relevanz zu erhärten ist.

Auch hier ist die Übertragung vom innerlingualen auf den interlingualen Bereich evident. Die Vorsicht, die wir der eigenen Sprache gegenüber beobachten müssen, ist bei Fremdsprachen, die wir weniger

¹⁶ M. Black: *Linguistic Relativity: The Views of Benjamin Lee Whorf*, The Philos. Rev. 68(1959), 230, 232

gut kennen, natürlich erst recht am Platz. Eigentümlichkeiten im Denken anderer Völker, die ihrer Sprachstruktur korrespondieren, kann man nur dadurch erfassen, daß man im einzelnen untersucht, welche Merkmale in welcher Weise für sie *tatsächlich* bedeutsam sind, nicht, indem man *theoretische* Rückschlüsse aus strukturellen Erscheinungen zieht, die beim Sprachvergleich besonders ins Auge springen. Genau dies aber haben Whorf und andere Verfechter eines "sprachlichen Relativitätsprinzips" immer wieder getan. Nur deshalb konnten sie, um das wichtigste Beispiel herauszugreifen, zu einer so spektakulären Behauptung kommen wie der, daß es Sprachen (Chinesisch, Nootka, Shawnee u.a.) gibt, denen die für die indoeuropäische Sprachgruppe konstitutive *Subjekt-Prädikat-Struktur* fehlt. Wäre das wahr, so bedeutete es tatsächlich eine signifikante Relativierung des europäischen Denkens, hätten wir es dann doch - wenn überhaupt noch - mit einer gänzlich anderen Konzeption dessen zu tun, was elementare wahrheitsfähige "Aussagen" sind. Sieht man jedoch genauer zu, so zeigt sich, daß das einzige Argument die Beobachtung ist, daß die genannten Sprachen keine *grammatische* Differenzierung von "Subjekten" und "Prädikaten" kennen. Die *logische* Struktur der Prädikation kann dabei sehr wohl vorhanden, ja sogar ausdrucksseitig hinreichend kenntlich sein, nur eben nicht auf die gewohnte indoeuropäische Weise (im Chinesischen z.B. durch die Stellung im Satz);¹⁷ Entsprechendes gilt für andere Beispiele. Die Relativitätsthese bleibt jeweils unbewiesen.

Nun gibt es natürlich Strukturunterschiede zwischen den Sprachen, deren semantische Relevanz unzweifelhaft ist. Sie sind nur sehr viel geringer an Zahl, als die Verfechter des "Relativitätsprinzips" glauben machen wollen, und sie sind (m.W.) bislang auch nicht für so grundlegende logische Strukturmerkmale wie die Prädikation aufgewiesen worden, sondern liegen ausschließlich auf der Ebene der *Begriffe*. Daß verschiedene Sprachen das Raum-Zeit-Kontinuum oder das Kontinuum von Farben und Tönen begrifflich verschieden *gliedern*, ist eine vielfach belegte Tatsache. Ebenso unbestreitbar ist, daß einige Sprachen über einen *reicheren* Begriffsapparat für bestimmte Erfahrungs- und Lebensbereiche verfügen als andere. Die begrifflichen Differenzen manifestieren sich dabei vorzüglich im lexikalischen Bereich (Nomina, Verben, Präpositionen), können aber auch im gram-

¹⁷ Vgl. dazu Tsu-Lin Mei: *Subject and Predicate. A Grammatical Preliminary*, The Philos. Rev. 70(1961), 153-175

matischen liegen (etwa im System der Flexionsendungen oder der wortbildenden Präfixe). Sie im Detail für die einzelnen Sprachen herauszuarbeiten ist die Aufgabe der (semantisch orientierten) vergleichenden Sprachwissenschaft. Wie umfangreich und wie grundsätzlich die Differenzen tatsächlich sind, läßt sich beim gegenwärtigen Forschungsstand kaum mit Sicherheit sagen. Nehmen wir aber an, sie seien hinreichend groß, um einen auf sie gegründeten Sprachabhängigkeitsbeweis interessant zu machen. Können wir dann davon ausgehen, daß zumindest die Relativitätsthese als Teil eines solchen Beweises gesichert ist?

Schwerlich. Zunächst finden die vorliegenden begrifflichen Differenzen eine natürliche Erklärung in den verschiedenen Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten der Völker. Wenn sie ihren Niederschlag in der Sprache gefunden haben, ist das nicht sonderlich überraschend. (Wer vom Fischfang lebt, braucht für diesen Bereich ein differenzierteres Vokabular als jemand, der nur Ackerbau treibt.) Daß diese Art der "Relativität" aber kaum diejenige sein kann, die den Verfechter der Sprachabhängigkeit interessiert, zeigt die Tatsache, daß entsprechende Differenzen auch *inersprachlich* auftreten. Jedermann weiß, daß es schichtenspezifische Sprachunterschiede gibt oder daß verschiedene Berufe Fachausdrücke verwenden, die der gewöhnliche Bürger nicht beherrscht. Daß dies zu partiellen Verständigungsproblemen führen kann, liegt auf der Hand. Aber bedeutet *das* eine "Relativität des Denkens"? Die Situation entspricht eher der von Meinungsverschiedenheiten, nur daß diese hier in die Semantik selbst eingegangen sind. Von verschiedenen "Denkformen" (o.ä.) könnte man allenfalls unter der Zusatzannahme reden, daß beide "Sprachen" prinzipiell gegeneinander abgeschlossen sind. Aber die innersprachliche Situation, in der eine Kommunikation über die Sprachgrenzen hinweg oder ein Erlernen des jeweils anderen offenbar möglich ist, beweist das Gegenteil, und in jedem Fall würde sich ergeben, daß die Relativitätsthese nicht aus sich heraus, sondern nur in Verbindung mit der kognitiven Abhängigkeitsthese zu begründen ist.

Zwei weitere wichtige Einschränkungen kommen hinzu. Einmal beweist die Tatsache, daß das Begriffssystem einer Sprache anders gegliedert oder weniger differenziert ist als das einer anderen Sprache, nicht, daß sie überhaupt keine Ausdrucksmöglichkeiten für die betroffenen Unterscheidungen hat. Die semantische Flexibilität im *Gebrauch* einer Sprache ist meist erheblich größer, als es das *Sprachsystem* zu er-

kennen gibt. Zum Beispiel: Den englischen Wörtern 'jelly' und 'jam' entspricht 'Gelee' und 'Marmelade' im Deutschen, während es für 'marmalade' kein deutsches Äquivalent zu geben scheint.¹⁸ Dennoch ist es nicht schwer, das Gemeinte zu formulieren. Wir können dabei sogar davon absehen, daß das artifizielle und nur im Handelsdeutsch gebräuchliche französische Lehnwort 'Konfitüre' *einem* erkennbaren Sinn von 'marmalade' wenigstens nahekammt. Denn es ist jederzeit möglich, die vorliegenden englischen Definitionen¹⁹ ins Deutsche zu übersetzen und damit eine angemessene, wenn auch weniger knappe, Formulierung zu erhalten. Werden alle Formen der Umschreibung und metaphorischen Ausweitung, die eine Sprache ihren (kompetenten!) Benutzern bietet, ausgeschöpft, reduzieren sich die semantischen Differenzen drastisch.

Sodann muß in Rechnung gestellt werden, daß selbst dort, wo die Ausdrucksflexibilität einer *Sprache* ihr Ende erreicht, menschliches *Denken* noch nicht am Ende sein muß. Gerade in den Bereichen begrifflicher Differenzierung, in denen die klarsten Belege für interlinguale Strukturunterschiede vorliegen, geht unser Denken über die Sprache merklich hinaus. Unser Diskriminationsvermögen für Farben und räumliche Formen etwa (vom Geschmacks- und Geruchssinn ganz zu schweigen) reicht wesentlich weiter als das verfügbare Vokabular, einschließlich aller Umschreibungsmöglichkeiten. Von einer *totalen* Sprachabhängigkeit des Denkens kann eben, was immer sich auch für bestimmte *Teilbereiche* letztlich ergeben mag, ganz sicher nicht die Rede sein. Die uneingeschränkte Korrespondenzklausel in These (A) erweist sich somit als weitere "petitio principii" zugunsten der Abhängigkeit und muß entsprechend geändert werden. Nur unter den zuvor spezifizierten Restriktionen hat die Relativitätsthese Aussicht auf Bestand. Natürlich müssen wir daraus nicht schließen, daß *alle* Relativitäten, die für die Sprachabhängigkeitsfrage bedeutsam sind, sich letztlich als scheinbar erweisen werden. Aber solange dies nicht im einzelnen demonstriert wurde, kann die Relativitätsthese nicht als gesichert gelten, und in jedem Fall ist der Bereich, der dafür in Frage kommt, erheblich kleiner als in den vorliegenden Beweisen angenommen.

¹⁸ Ich lasse 'preserves' der Einfachheit halber aus dem Spiel.

¹⁹ Mir sind zwei bekannt: "a kind of jam made of various fruits, especially of bitter taste" und "a clear sweetened jelly in which pieces of fruit and fruit rind are suspended".

10. Tiefergelegene sprachtheoretische Unklarheiten

Zur Ehrenrettung der Advokaten eines "sprachlichen Relativitätsprinzips" muß nun freilich gesagt werden, daß die Kurzschlüsse, die sie begehen, auf Probleme verweisen, die nicht nur sie, sondern die Sprachtheorie im ganzen betreffen, insbesondere die Semantik. Die ungeklärten Begriffe der "Sprache" bzw. der "Zeichenverwendung" im allgemeinen waren ja bereits einer der Gründe, die die vorliegenden Argumente für die Sprachunabhängigkeit unzureichend erscheinen ließen. Entsprechendes gilt für die Abhängigkeitsargumente. Die zentrale Stellung des Sprachbegriffs ist in der deutschen sprachtheoretischen Tradition, trotz ihrer unzureichenden Begründungen für die Abhängigkeitsthese selbst, richtig gesehen worden, wenn sie die Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Denken nicht (bzw. nicht primär) als Frage nach ihrer Beziehung zu etwas *anderem* auf faßt, sondern als Frage nach dem Verständnis des Phänomens "Sprache" *selbst*. Wie eine adäquate Analyse der Sprache, die diesem Sinn der Abhängigkeitsproblematik gerecht wird, prinzipiell aussehen müßte und warum vorliegende semantische Konzeptionen dem bislang, wie mir scheint, nur ansatzweise entsprechen, kann ich hier nicht weiter untersuchen.²⁰ Nur die drei wichtigsten Forderungen, die sich aus dem Vorstehenden ergeben, seien genannt.

Erstens: die falsche Annahme einer durchgängigen Eins-zu-Eins-Korrelation von Ausdrücken und Bedeutungen ist ein fatales Erbe des Strukturalismus, von dem die Linguistik sich endgültig frei machen muß. Ihr zugrunde liegt die verfehlte Idee von der "Form" ("Struktur") der Sprache als etwas Eigenständigem, das durch die formlose Laut- bzw. Bedeutungs-"Substanz" lediglich eine doppelte "inhaltliche Interpretation" erhält. Diese Idee ist nicht nur durch ihre platonische Annahme "substanzloser Formen" problematisch. Sie ist, wie sich oben exemplarisch gezeigt hat (S.23f.), durch ihr Korrelationspostulat faktisch falsch und zudem sprachtheoretisch vor allem deshalb verhängnisvoll, weil sie dem traditionellen Gedanken verpflichtet ist, die Zeichenfunktion der Sprache könne als einfache *Relation* zweier Gegenstände - "dem Ausdruck" und "der Bedeutung" - aufgefaßt werden. Daß dies, zumindest als generelle zeichentheoretische Konzeption, unhaltbar ist, gehört zu den gesicherten Erkenntnissen der

²⁰ Vgl. dazu Seebaß 1981, a.a.O., Kapp. V und XI, sowie S.443ff.

neueren Semantik seit Frege, ohne daß die Argumente hier im einzelnen wiederholt werden sollen. Die Spezifizierung dessen, *was* mit der Rede von "der Bedeutung" gemeint ist bzw. sinnvollerweise gemeint sein kann und *wie* Ausdrücke dabei ins Spiel kommen, ist in jedem Fall eine ungemein schwierige Aufgabe, die auf absehbare Zeit hinaus kaum definitiv zu lösen sein dürfte. Man kann aber nur dann hoffen, ihr schrittweise näher zu kommen, wenn man sich nicht den Blick durch falsche Vorannahmen verengen läßt.

Zweitens: falsch ist auch die Annahme, Ausdrücke, die zum "System" einer Sprache gehören, "hätten" Bedeutung unabhängig von ihrer *Verwendung* als Zeichen durch sprechende bzw. hörende Menschen. Ihr wird durch die überholte, aber immer noch (vor allem in Deutschland) relativ weit verbreitete Dreiteilung in Syntax, Semantik und "Pragmatik" Vorschub geleistet, die sich in Wahrheit nur einer kontingenten Entwicklung der Sprachtheorie in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts verdankt. Die Irreführung liegt in der Unterstellung, jene Aspekte der Sprache, die ("pragmatisch") in Verwendungssituationen begründet sind, bildeten eine "dritte Komponente", die die syntaktische und semantische nur *ergänzt*. Damit werden die Dinge auf den Kopf gestellt. Abgesehen davon, daß Ausdrücke natürlich syntaktisch und phonologisch (bzw. graphologisch) spezifiziert werden müssen, erhalten sie ihre semantischen Eigenschaften gerade *dadurch*, daß Menschen sie als Zeichen verwenden. Als eigene Teildisziplin neben Syntax und Semantik ist die "Pragmatik" von der Sache her überflüssig. Soll sie aber, der traditionellen Dreiteilung entsprechend, abgetrennt werden, bildet sie keine Ergänzung, sondern das eigentliche theoretische *Fundament*. Dies (nicht die gleichzeitige behavioristische Identifizierung von "Sprachverwendung" mit "Sprachverhalten"!) ist die zentrale sprachtheoretische Einsicht in Wittgensteins programmatischer Erklärung, die "Bedeutung" sprachlicher Ausdrücke liege in ihrem "Gebrauch". Hinter das Konzept einer "pragmatisch fundierten" Semantik, das im übrigen keine Neuentdeckung Wittgensteins, sondern in einer nichtbehavioristischen Fassung schon bei Humboldt angelegt ist, sollte heute niemand zurückfallen. Nur so können auch jene Bedeutungsaspekte sicher erfaßt werden, die (wie gesehen, S.25f.) auf der Ebene des Sprachsystems nicht unmittelbar in Erscheinung treten. Das heißt natürlich nicht, daß die Existenz "systemischer" Bedeutungen bestritten werden soll. Sie sind unbe-

streitbar. Aber sie müssen ihrerseits auf der Basis der Sprachverwendung rekonstruiert werden, etwa als intersubjektive Konventionalisierungen bzw. Institutionalisierungen von Verwendungsregeln. Hierfür eine plausible theoretische Möglichkeit aufgewiesen zu haben ist ein weiterer Vorzug der früher (S.4f.) erwähnten "intentionalen Semantik" im Anschluß an Grice.

Drittens und für das Problem von Sprache und Denken entscheidend: es genügt nicht, "Ausdruck" und "Bedeutung" zu unterscheiden, wenn "Bedeutung" als dasjenige definiert wird, was übrig bleibt, wenn man vom Ausdruck abstrahiert. Nach dieser Definition ist die Zeichenfunktion im Begriff der "Bedeutung" enthalten. Aber "als Zeichen" kann man immer nur *etwas* verwenden, im Normalfall syntaktisch gegliederte Laut- oder Schriftketten. Würde also das faktisch sprachliche Denken ohne weiteres mit "der Bedeutung" gleichgesetzt, wäre seine notwendige Bindung an Ausdrücke einfach *per definitionem* gewährleistet. Das kann kaum eine Lösung unseres Problems sein. Zur Debatte steht nicht die trivial zu negierende Frage, ob es *Zeichen* ohne *Ausdrücke* geben kann, sondern ob *Denken* ohne *Zeichenverwendung* möglich ist. Dazu muß der Bedeutungsbegriff intern so differenziert werden, daß der "gedankliche" Gehalt des Ausdrucks von seiner Funktion als Zeichen abgetrennt werden kann. Erst danach läßt sich die auf das sprachliche Denken bezogene Abhängigkeitsthese überhaupt sinnvoll formulieren. Und auch die Relativitätsthese ist auf die Differenzierung angewiesen, da es auch ihr nur um Relativitäten des Denkens geht, nicht um Relativitäten der Zeichenverwendung.

Intuitiv scheint die Differenzierung leicht. Theoretisch erweist sie sich jedoch in dem Moment als äußerst schwierig, in dem man sich nicht mehr mit jenem simplen relationalen Zeichenverständnis, das sich als unzureichend erwiesen hat, zufrieden geben will. Die Schwierigkeiten hängen direkt mit der erwähnten Lücke (S.16) bei nichtsprachlichen Identifikationskriterien für faktisch sprachliches Denken zusammen. Offenbar sind wir unfähig, die Frage, *welche* Denkarten betroffen sind, anders zu beantworten als mit der Erklärung, es handele sich eben um jene Denkleistungen, die erbracht werden, wenn ein kompetenter Sprecher der Sprache S den zu ihr gehörigen Ausdruck A semantisch korrekt verwendet. So kann der Eindruck entstehen, es sei *unmöglich*, die gesuchte Differenzierung theoretisch befriedigend durchzuführen, was dann natürlich fatale Folgen für die Sprachabhängigkeitsfrage als solche hätte. Aber der Eindruck trügt.

Wie schon festgestellt (S.18) müssen temporäre Schwierigkeiten keine prinzipielle Bedeutung haben, und im Prinzip ist die Differenzierung sehr wohl denkbar. Was wir benötigen, ist ja nicht etwa die *empirische*, sondern lediglich die *begriffliche* Isolierung des sprachlichen Denkens. Diese aber kann, wie schon Humboldt bemerkte, auch dann erreicht werden, wenn der *methodische* Zugang durchweg über die Sprache führt. Es ist auch nicht das Interesse an der Sprachabhängigkeitsthese allein, das zur Differenzierung treibt. Vielmehr muß jede adäquate Semantik sich auf sie stützen. Zwei einfache Beobachtungen, denen sie Rechnung zu tragen hat, machen dies deutlich. Einmal ist die *Anzahl* der Arten der Zeichenverwendung offensichtlich erheblich kleiner als die Anzahl bedeutsamer Ausdrücke; folglich *muß* es theoretisch möglich sein, die Zeichenfunktion als generisches Merkmal zu konstruieren, das durch den "gedanklichen Gehalt" jedes betroffenen Ausdrucks spezifiziert wird. Zum anderen *gibt* es ja partielle *Überschneidungen* zwischen dem "gedanklichen Gehalt" sprachlicher Ausdrücke und bestimmten nichtsprachlichen Denkleistungen, etwa zwischen der Bedeutung einfacher empirischer Prädikate wie 'rot' und dem Sortierverhalten in "Begriffsbildungsexperimenten" (S.13,15f.) oder dem Verhalten des Wittgensteinschen Bauehilfen (S.4). Daß wir solche Überschneidungen überhaupt feststellen können, zeigt, daß wir intuitiv zwischen "Gehalt" und Zeichenfunktion durchaus zu unterscheiden wissen. Die Aufgabe der Sprachtheorie muß es sein, dieses intuitive Wissen begrifflich zu explizieren. Solange das nicht geleistet ist, sind begründete Stellungnahmen für oder gegen die Sprachabhängigkeitsthese, zumindest *soweit sie die uns vor allem interessierenden sprachlichen Denkleistungen angeht*, unmöglich.

11. Fehlende Evidenzen für die kognitive Abhängigkeitsthese

Nehmen wir einmal an, die Relativitätsthese wäre für einen bestimmten Bereich des Denkens unter Beweis gestellt, d.h. signifikante semantische Differenzen zu anderen Sprachen wären gegeben und man könnte zudem davon ausgehen, daß die vorhandenen "gedanklichen" Lücken weder durch kompetente Verwendung der Sprache noch durch nichtsprachliches Denken zu schließen sind. Unterstellen wir zudem, es wäre bewiesen, daß die betroffenen Denkleistungen ohne Zeichenverwendung unmöglich sind. Könnten wir nun noch hinzufügen, daß jeder, der diese Leistungen mit der zur Debatte stehenden Sprache

erlernt hat, ein für allemal auf sie festgelegt ist, hätten wir alle erforderlichen Voraussetzungen für einen zwar nicht umfassenden, aber doch partiell gültigen Abhängigkeitsbeweis auf der Basis von Sprachverschiedenheiten beisammen. Da die Chancen für eine partielle Begründung der Relativitätsthese relativ gut, für die der Sprachabhängigkeitsthese jedenfalls nicht gleich Null sind, lohnt es, sich auch über die Chancen des dritten Glieds in der Beweiskette, die kognitive Abhängigkeitsthese, ins Bild zu setzen.

Auch sie sind zweifellos nicht gleich Null, wenn auch kaum mehr als dies. Eine irreversible "gedankliche Prägung" des Menschen durch sprachliche Lernprozesse ist zwar nicht apriori auszuschließen, aber doch äußerst unwahrscheinlich. Wenn es beim Menschen überhaupt echte Phänomene von "Prägung" (analog zu den bei Tieren bekannten) gibt, dann liegen sie sicher nicht im Bereich des Denkens. Mir zumindest ist kein einschlägiges Beispiel bekannt. Die Fälle, die von den Verfechtern des Abhängigkeitsargumentes gewöhnlich angeführt werden, beweisen nicht das, was sie im Sinne des Argumentes beweisen müßten. Daß Menschen mit zunehmendem Alter zunehmend starrer auf selbst entwickelten oder von anderen übernommenen Meinungen beharren, ist ebensowenig ein Beweis ihrer "Geprägtheit" wie die zunehmende Abnahme ihrer Lernfähigkeit. Das gilt auch dann, wenn Lernprozesse von einem gewissen Zeitpunkt an irreversibel werden. Das Umlernen vom deutschen auf das englische System der Längenmaße ist schwer, das Umlernen vom Dezimal- auf ein hypothetisches Nonalsystem in der Mathematik noch schwerer, doch beides ist möglich. Aber ist die Situation prinzipiell anders, wenn sich herausstellt, sagen wir, daß ein Mensch über dreißig das Phonemsystem einer anderen Sprache nicht mehr akzentfrei erlernen kann? Er könnte es im Prinzip, konnte es früher auch faktisch und kann es partiell sogar noch immer. Hier von "Prägung" zu reden, wäre seltsam und würde auf jeden Fall nicht für den Abhängigkeitsnachweis genügen. Ähnlich verhält es sich, wenn Menschen (wie teilweise auch experimentell nachgewiesen) aufgrund ihres sprachlich erworbenen empirischen Begriffsschemas daran gehindert werden, bestimmte phänomenale Unterschiede, die Menschen mit einem anderen Schema zugänglich sind, zu erfassen. Vielfach handelt es sich dabei überhaupt nicht um fehlende Differenzierungsfähigkeit, sondern um einen bloßen Mangel an Aufmerksamkeit auf die betroffenen Differenzen. (Wer sein Gehör an klassischer europäischer Musik geschult hat, wird die entscheidenden Merkmale fernöstlicher Musik zunächst nicht bemerken; macht man ihn aber darauf aufmerksam, hört auch er sie

sofort.) Und selbst wenn die Wahrnehmung selbst tangiert ist, heißt das ja zunächst nur, daß sie nicht ausgebildet wurde, und das kann prinzipiell, wenn auch in den Grenzen der jeweils bestehenden allgemeinen Lernfähigkeit, nachgeholt werden. Die Fälle, in denen dies faktisch geschieht, sind Legion. Fälle, in denen es sich als prinzipiell unmöglich erwiesen hat, sind - abgesehen von pathologischen Erscheinungen - m.W. bislang nicht bekannt geworden. Von irreversibler "Prägung" kann nicht die Rede sein.

Den schlagendsten Gegenbeweis aber liefern die Verfechter des Abhängigkeitsargumentes selbst. Würden die primärsprachlichen "Prägungen", die sie unterstellen, tatsächlich bestehen, könnten sie als Sprecher einer bestimmten Sprache die abweichenden Merkmale anderer Sprachen überhaupt nicht erfassen. Die Wahrheit der kognitiven Abhängigkeitsthese implizierte die prinzipielle Unbegründbarkeit der Relativitätsthese, das Argument wäre also von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Die Praxis sieht natürlich ganz anders aus. Relativitäten werden behauptet, und ich glaube, daß dies in den Fällen, in denen die obengenannten Beweisbedingungen erfüllt sind, auch nicht die bloße Selbsttäuschung eines in Wahrheit sprachlich "Geprägten" sein kann, sondern die Sache trifft. Insgesamt jedenfalls dürfte der Bereich potentieller kognitiver Abhängigkeit um ein vielfaches kleiner sein als der ohnehin nicht eben große Bereich potentieller kognitiver Relativität. Die Chancen auf definitive Begründung des fehlenden dritten Beweisglieds sind (gleichfalls) verschwindend gering.

12. Ergebnisse und Konsequenzen

Ich breche die Diskussion der Sprachabhängigkeitsfrage hier ab und fasse zusammen. Die Abhängigkeitsbehauptung ist auch in der schwächeren Version einer notwendigen Bindung des Denkens an Zeichen im allgemeinen bislang unbegründet und angesichts der fehlenden begrifflichen und methodischen Voraussetzungen hierfür vorerst unbegründbar. Die (notwendige) Beschränkung auf Teilbereiche menschlicher Denkfähigkeiten ändert an diesem negativen Ergebnis nichts. Im Gegenteil, es gibt Denkartens (Identifizierung elementarer Wahrnehmungsqualitäten!), die grundsätzlich nicht als zeichenabhängig gelten können. In der stärkeren Version einer Bindung an komplette Einzelsprachen wird die These zudem extrem kontraintuitiv, da sie im Widerspruch zu dem

steht, was wir im Alltag über die Möglichkeit korrekter Übersetzung, über das Gelingen des Fremdsprachenlernens und über die personale Identität des Bilingualen glauben. Es ist daher angebracht, bis zum etwaigen Beweis des Gegenteils davon auszugehen, daß die Sprachabhängigkeitsthese falsch ist.

Der tatsächliche und unbestreitbare Einfluß der Sprache auf menschliches Denken und Erfahren ist anderer Art. Als Folge der weitgehend sprachlichen Sozialisation werden traditionelle Denkformen, Meinungen und Normen - einschließlich solcher, die persönlichkeitsbildend sind - zunächst "blind" übernommen. Die Sprache muß dabei nur eine Vermittlerfunktion erfüllen, also nicht *als solche* für die tradierten Inhalte verantwortlich sein. Zudem sind Revisionen im nachhinein möglich. *Abhängigkeit* auf seiten des Individuums besteht nur in einer der folgenden Hinsichten: aus Quantitätsgründen sind Revisionen nur partiell möglich; sozialer Anpassungsdruck und korrespondierendes Eigeninteresse verhindern weitergehende Distanzierungen von sozialen Traditionen; objektiv eingeengt wird die Bewegungsfreiheit zugleich durch die individuell und altersbedingt verfügbare Lernkapazität jedes Menschen; soweit die Person sozial konstituiert ist, wirkt die Gefahr des Persönlichkeitsverlusts bzw. der Persönlichkeitsspaltung als starker konservativer Faktor; und natürlich geht ein beträchtlicher Teil des faktischen Beharrens bei sprachlich Vermitteltem einfach auf das Konto anlagebedingter Mängel an Selbständigkeit, Intelligenz, Phantasie, Neugier und anderem. All dies schließt *prinzipielle* Unabhängigkeit von der Sprache nicht aus. Ihr Einfluß ist *relativ* und bei verschiedenen Menschen auch *graduell* sehr verschieden. Der faktisch enge Zusammenhang von sprachlichem und sozialem Lernen gibt der Sprache zwar eine faktische Schlüsselstellung, bleibt der Sprachabhängigkeitsfrage gegenüber aber völlig neutral. Diese Neutralität bedeutet natürlich auch umgekehrt, daß etwaige Abhängigkeiten, jedenfalls in bestimmten Bereichen, nicht auszuschließen sind. Es *kann* sie geben; aber entscheidend ist, daß uns die Fakten *nicht* zu ihrer Annahme *zwingen*. Sie lassen sich auch (teilweise sicher besser) im Rahmen eines anderen sprachtheoretischen Ansatzes angemessen erfassen, etwa einer rein kommunikativen Konzeption von der Sprache. Deren Richtigkeit ist durch das Scheitern der Abhängigkeitsbeweise allein zwar nicht unter Beweis gestellt. Ein Umkehrschluß dieser Art wäre verfehlt. Wenn man aber zwischen beiden zu wählen hat, scheint mir die kommunikative Auffassung klar den Vorzug zu verdienen.

Folglich erweist sich auch eine fundamentale Neuinterpretation des Sinns des Fremdsprachenunterrichts und der Übersetzung, die die gültige Sprachabhängigkeitsthese nach sich gezogen hätte, als unnötig. Wir können weiterhin davon ausgehen, daß es *Gemeinsamkeiten* zwischen verschiedenen Sprachen gibt und daß kompetente Sprecher fähig sind, sie ebenso wie die vorhandenen Differenzen zu erfassen und in Beziehung zueinander zu setzen. Restriktionen beim Fremdsprachenerlernen sind grundsätzlich von der gleichen Art wie die gerade aufgeführten *relativen* Abhängigkeiten vom primären Spracherlernen. Wenn es (wie die epistemische Variante der Relativitätsthese behauptet) tatsächlich *prinzipielle* Grenzen beim Verstehen anderer Sprachen gibt, dann liegen sie ausschließlich darin, daß diese Sprachen durch die dem Lernenden verfügbaren Daten semantisch unterbestimmt sind. Ich glaube, dies ist zu einem erheblichen Teil der Fall. Doch besteht *diese* Lücke bereits für das Kind, das seine erste Sprache erlernt, oder für den Erwachsenen, der innersprachliche Verständigungsschwierigkeiten zu überwinden sucht. Sie bildet ein *allgemeines* Problem der Sprachtheorie. Wird es (in einer der in der Literatur vertretenen Weisen oder anders) für die primärsprachliche Situation gelöst, so ist eine Lösung auch für den Fremdsprachenunterricht und die Übersetzung gefunden.

Welche praktischen Konsequenzen ergeben sich schließlich aus alledem für den Fremdsprachenlehrer? Zwingt ihn die Reflexion auf den Zusammenhang von Sprache, Denken und Erfahrung auch nicht zu grundsätzlichen Veränderungen, so kann sie ihn doch in einer Reihe von Punkten sprachtheoretisch bewußter machen und ihm damit die Voraussetzung auch für partielle Verbesserungen seines Vorgehens geben. Zwei Punkte scheinen mir dabei besonders wichtig. Der erste betrifft die verstärkte Konfrontation mit den Problemen der *Übersetzung*, und zwar im Hinblick auf die vorhandenen Gemeinsamkeiten ebenso wie auf die vorhandenen Differenzen. Daß zum Verständnis einer Fremdsprache mehr gehört als das Auswendiglernen eines Wörterbuchs, ist eine Binsenweisheit, mag die lexikalische Information in ihm auch noch so umfassend sein. Aber es genügt eben auch nicht, eine möglichst komplette Liste syntaktischer Regeln hinzuzufügen und zu erklären, alles, was jetzt nicht adäquat übertragbar sei, müsse den irreduziblen Eigenheiten der Sprachen zugerechnet werden und sei Ausdruck bestehender "sprachlicher Relativität". Wie weit die semantische Kapazität einer Sprache tatsächlich reicht, zeigt sich nicht auf der Ebene des abstrakten "Systems", sondern erst in der konkreten *Anwendung*. Diese

gehört daher auch zu dem, was ein guter Übersetzer beherrschen und ein guter Fremdsprachenlehrer vermitteln muß. Ein fester Bestand an Regel- und Vokabelkenntnis ist dafür nur eine Minimalbedingung. Hinzukommen muß die nie abzuschließende Fähigkeit und Bereitschaft, mit einer Sprache zu "arbeiten", d.h. systematisch und spielerisch auszuloten, was in ihr auszudrücken ist und was nicht. (Goethe ist dafür im Deutschen sicher kein schlechter Schirmherr!) Nur wer diese "Arbeit" mit der Sprache beherrscht, ist ein wirklich kompetenter Sprecher seiner Muttersprache. Nur wer kompetente Sprecher bei der "Arbeit" beobachtet und sich durch sie zu eigenen Versuchen anregen läßt, hat eine Chance, seinerseits in einer Fremdsprache kompetent zu werden. Und man wird es, indem man neben den "systemischen" Bedeutungsaspekten auch die für Gruppen und Individuen charakteristischen bzw. aktuell von ihnen mit dem Ausdruck verbundenen Meinungen und Assoziationen zu erfassen lernt. Daß ein Sprachunterricht, der dies zum Ziel hat, in manchem anders aussehen muß als die herkömmliche Unterrichtspraxis, liegt auf der Hand.

Der zweite Punkt betrifft die *Persönlichkeitsbildung*. Sie ist ein generelles pädagogisches Problem, das beim Sprachunterricht - aus den obengenannten Gründen - freilich besonderes Gewicht erhält. Ein verantwortungsvoller Lehrer weiß, daß er, gerade wenn er kompetent in eine Sprache einführt, nicht nur ein abstraktes "System" vermittelt, sondern zugleich eine Vielzahl von Meinungen und Assoziationen, die für die Gesamtheit seiner Landsleute, seine soziale Bezugsgruppe oder auch nur für ihn selbst charakteristisch sind. Will er der Gefahr der personalen Vergewaltigung seiner Schüler wirksam begegnen, muß er nicht nur beim Unterricht deutlich machen, daß dies so ist und vor allem *an welcher Stelle* jeweils Meinungen und Assoziationen ins Spiel kommen, sondern er muß auch darauf hinwirken, daß der Fremdsprachenunterricht für den Schüler zum Anlaß wird, auf die *eigene* Sprache zu reflektieren und beide *bewußt* in Beziehung zueinander zu setzen. Nur in dem Maß, in dem dies gelingt, ist die Gefahr von sprachlichen Schizophrenien effektiv ausgeschlossen. Pädagogisch ist das natürlich ein hohes Ziel, das wohl kein Lehrer vollkommen erreichen kann. Mehr noch, da kein Lehrer über das komplette "System" und Anwendungspotential der von ihm unterrichteten Sprache verfügt, kann er, auch bei noch so hervorragenden pädagogischen Fähigkeiten, gar nicht das leisten, was theoretisch zu leisten wäre. (So kompetent im Deutschen wie Goethe dürften wenige Mitarbeiter des Goethe-Instituts sein.) Das Wissen um diese Sachlage und die daraus folgenden

pädagogischen Skrupel bilden vielleicht den wichtigsten Grund für das Interesse des Fremdsprachenlehrers am Problem von Sprache und Denken und für sein Spielen mit dem Gedanken der Sprachabhängigkeit. Doch ganz so skrupulös, glaube ich, muß man nicht reagieren. Der verantwortungsvolle Pädagoge neigt (wie verantwortungsvolle Väter und Mütter) dazu, seinen Anteil am Lernprozeß zu überschätzen und daher tendenziell jeden Lernschritt von außen programmieren zu wollen. Menschen aber, auch wenn sie Kinder sind oder Bürger von Ländern der "dritten Welt", sind nicht nur passive Programm-Empfänger, sondern aktive Wesen, die selbständig denken, erfahren und handeln und deren Lernresultate ebendeshalb nicht lückenlos von außen zu kontrollieren sind. Zur Vermeidung von Schizophrenien und Vergewaltigungen verfügen sie über eigene, wirksame Abwehr- und Integrationsstrategien. Wäre es anders, die Menschheitsgeschichte hätte angesichts der so offenkundigen Unvollkommenheiten menschlicher Pädagogen nur eine Kette von Regressionen sein können.²¹ Gewiß, auch der Lehrer kann (wenn auch weniger als Väter und Mütter) der Entfaltung vorhandener Fähigkeiten hinderlich oder förderlich sein. Insofern *sind* pädagogische Reflexion und Verbesserung notwendig, auch und gerade mit Blick auf die Konsequenzen für die Persönlichkeitsbildung. Mehr als das Maß eines sich "strebend bemühen", unvollkommenen Menschen scheint mir aber weder notwendig noch menschenmöglich zu sein.

Ich glaube nicht, daß die praktischen Konsequenzen, die ich genannt habe, für einen reflektierten Sprachlehrer etwas prinzipiell Neues bedeuten. Für konkrete pädagogische Anwendungen ist der Sprachphilosoph sicher auch nicht der richtige Mann. Aber es mag hilfreich dafür sein zu erfahren, daß die pädagogischen Grundannahmen, auf die ein gut konzipierter Sprachunterricht sich seit jeher stützt, auch durch die kritische Reflexion auf den Zusammenhang von Sprache, Erfahrung und Denken nicht grundsätzlich in Zweifel gestellt werden.

²¹ Es ist nützlich, sich in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß auch eine Sprache wie das Neuhochdeutsche erst aus zahlreichen Interferenzen mit seinen Nachbarsprachen und mit den klassischen Sprachen (Latein und Griechisch) hervorgegangen ist, ohne daß dies, trotz fehlender pädagogischer Steuerung, zu ernsthaften Persönlichkeitsproblemen geführt hätte.

DISKUSSION DES REFERATS VON HERRN SEEBASS

GIPPER: Wenn Sie gestatten - ich fühle mich doch an einigen Stellen noch mal angesprochen!

Erstens möchte ich nicht so gerne die Sprachabhängigkeitsthese in einem sehr dogmatischen Kontext dargeboten sehen und in Kontrast zu der Kommunikationsthese. Ich meine, nichts verbietet uns, die Kommunikationsthese mit der Ersten in vielen Punkten zu verbinden, denn Sprache funktioniert ja nur in der Kommunikation. Es muß etwas mitgeteilt werden, aber was da überhaupt mitgeteilt werden kann, ist allererst in der Sprache schon vorgegeben. Ich möchte dazu noch folgendes sagen: Die sinnliche Wahrnehmung wird beim Menschen am Leitseil der Sprache einstudiert. Der Neugeborene sieht noch nicht und hört noch nicht richtig. Allmählich erst wird sein Zentralnervensystem "markreif", das axodendritische Leitungsnetz um das Dreifache vermehrt, und erst dann ist er auch in der Lage, differenziert zu sehen und zu hören. Und sofort ist auch schon die Sprache mit dabei und gliedert Farben, Töne usw. Daß dabei die Sprache wirklich einen Einfluß hat, möchte ich nur noch zeigen bei den Geschmacksqualitäten, die bei uns sehr schlecht "gewortet" sind, wenn ich diesen Ausdruck benutzen darf, hier gibt es nur *s ü ß*, *s a u e r*, *b i t t e r* und *s a l z i g*, was nicht gerechtfertigt ist von der physiologischen Seite her, während im Chinesischen z.B. nach alter Sitte die Geschmacksqualitäten mit fünf angegeben werden. Das ist ein Spracheinfluß. Ich bin ferner der Ansicht, daß bei einem erwachsenen Menschen kein Fall zu nennen ist, wo mit Sicherheit sprachfreies Denken nachgewiesen werden kann. Wenn einer nicht spricht und irgendein Experiment vollzieht, heißt das nicht, daß die Sprache nicht beteiligt ist. Ich möchte einen Fall nennen: Es haben Taubstummlehrer betont, daß Taubstumme gut Schach spielen und das als sprachfreies Denken deklariert. Ich habe nachgeprüft, daß diese taubstummen Kinder schon lange Sprachunterricht hatten, daß sie wußten, was ein König ist, ein Pferd, eine Dame ist, daß sie wußten, was "springen" und "schlagen" heißt, daß sie die Idee des Spiels hatten, und wenn dies alles gegeben ist, braucht man natürlich nicht jeden einzelnen Zug sprachlich nachzuvollziehen.

Dann bin ich nicht damit einverstanden, daß Sie von der Sprache wegwollen und zu den Zeichen wollen, und zwar zu nichtsprachlichen Zeichen. Ich schließe mich da Bruno Liebrucks an: Alle menschlichen Zeichen sind Sprachderivate. Sprache ist kein Sonderfall von Zeichensystemen, sondern Zeichensysteme sind ein Sonderfall von Sprache. Das setze ich dagegen. Und deshalb kann man auch die Sprache nicht von Ausdrucksformen und Inhaltsformen in dieser Weise trennen. Es ist ganz klar, daß die Ausdrucksform etwas anderes ist, aber wir gehen ja primär von den Inhalten aus, von der inneren Sprachform. Und da bin ich mit Humboldt einer Ansicht, "Sprache ist tönender Sinn", ohne diese artikulierte Form gibt es überhaupt keinen zu verlaublichen Sinn. Das Whorf behauptet haben soll, es gäbe Sprachen ohne Subjekt und Prädikat, ist mir nicht geläufig. Für das Hopi hat er das sicher nicht behauptet. Es ist ein Universale, daß in jeder Sprache etwas von etwas prädiiziert werden kann; das ist völlig klar. Nur in der Form, in der das geschehen kann, bestehen große Unterschiede. Man braucht z.B. keine Nominative usw. Es gibt Sprachen, da geht es anders. Da sind wir aber völlig einig, daß dasselbe auf verschiedene Weise gesagt werden kann. Kurzum, ich meine eben doch, daß die Sprache ein Hintergrundphänomen ist, daß sie unverzichtbar ist, und daß ein guter Sprachlehrer nur dann eine andere Sprache gut lehrt, wenn er in die Gedankenstruktur dieser Sprache hineingekommen ist, wenn er eine Ahnung davon hat. Schließlich noch eine Bemerkung: Sie sagten bei der Sprachabhängigkeitsthese würde behauptet, durch das Erlernen einer Sprache würde man eine neue Person werden, die mit der alten nichts mehr zu tun hat und daß dies zur Schizophrenie führe. In der Tat erweitert man mit jedem Erlernen einer neuen Sprache seine Welt um eine andere, aber diese andere steht nicht inkommensurabel neben der ersten, sondern ich schließe mich hier dem Philosophen Häring an, der betont hat: Verstehen heißt immer, anschließen an das Bekannte. Also jeder, der eine fremde Sprache lernt, transponiert zunächst mal alles an seine eigene Sprache heran. Wenn aber der zweisprachige Fall, und zwar der wirklich zweisprachige Fall da ist, daß von klein auf zwei Sprachen in gleicher Weise erlernt werden, ist tatsächlich die Gefahr der Schizophrenie da. Ich habe einen guten Freund gehabt, der deutsch und französisch aufgewachsen ist, die Mutter war Französin, der

Vater war Deutscher, und er ist durch die Kollision dieser doch nah verwandten Sprachen in solche geistigen Schwierigkeiten geraten, daß er nie gewußt hat, soll er auf französisch schreiben oder auf deutsch, und er hat schließlich in einer Nervenheilanstalt lange gekämpft, um zu wissen, wo er hingehört. Und ähnliche Probleme sind z.B. von Améry und anderen Autoren, die mehrsprachig waren, immer wieder berichtet worden.

LUCKMANN: Sie nennen Belege für psychische Störungen als Resultat von Bilingualismus, obwohl es in der Zwischenzeit so viele Gegenbelege gibt, daß man, glaube ich, die Sache zumindest als unentschieden betrachten muß.

GIPPER: Herr Luckmann, ich spiele nur auf folgenden Zusammenhang an: Wenn ein Kind in einer Sprache aufwächst, ist ihm diese Sprache völlig selbstverständlich; so wie die Sprache ihm die Dinge hinstellt, so sind sie. Sobald es frühzeitig eine zweite Sprache lernt, muß es in den Konflikt kommen, daß es nicht mehr selbstverständlich Brot i s t, sondern daß es nur B r o t hier h e i ß t und drüben dagegen p a i n, daß die Dinge nicht so s i n d, sondern nur so h e i ß e n. D.h., in dem Augenblick, wo es sich nicht mehr sicher ist, kann es sofort gedankliche Konflikte geben, das ist wohl unbestreitbar.

MÜLLER-JACQUIER: Es wird sehr stark bestritten, ich bestreite das auch. Ich glaube umgekehrt, daß die Leute, die viel-codig aufwachsen, die z w e i codes für e i n e Wirklichkeit haben, weniger psychische Störungen haben, weil sie nicht von vorneherein den Namen mit dem Ding identifizieren. In den Fällen, die Sie nennen, kann man überhaupt nicht entscheiden, ob diese Schizophrenie durch die Zweisprachigkeit oder durch die zweisprachigen Umstände, durch die zwei kulturellen Umstände, produziert worden ist.

LUCKMANN: Ich glaube nicht, daß wir uns hier streiten müssen, da wir uns an die Versuche der Systematisierung der empirischen Literatur wenden könnten. Das dürfte hier etwas zu pedantisch sein, es gibt aber diese Literatur, die uns ja vermutlich bekannt ist, und ich hoffe, daß Sie mir nicht widersprechen, wenn

ich sage: der Befund ist "non proven", wie man im Gerichtsverfahren nach schottischem Recht sagt. Bewiesen ist nichts. Es gibt jedenfalls keine mir bekannten exakten Fallstudien für dieses Genre der Kommunikation. Es gibt ziemlich große psychologische, experimental angelegte Studien, vor allem von Wallace Lambert und seinen Kollegen in Kanada, und die sprechen gegen das, was die amerikanischen Studien in den 30er und 40er Jahren zu beweisen suchten.

MAAS: An dem Seitenthema kann man tatsächlich noch ein paar Dinge konkretisieren: Ich denke da an ganze Dörfer z.B. in den Pyrenäen, wo die Leute drei-, viersprachig aufwachsen, nicht nur deutsch-französisch, sondern baskisch, spanisch, französisch, evtl. noch gaskonisch. So ist wohl der Großteil der afrikanischen Bevölkerung vielsprachig, und zwar in formal sehr verschiedenen Sprachen, ohne daß von irgendwelchen pathologischen Verläufen etwas bekannt wäre. Die kennen solche Probleme wie Schizophrenie nicht. Also irgendwie ist da wieder das Problem der Umkehrung von Kausalbeziehungen, von inversen Schlüssen. Herr Seebaß sagte, daß Sprache und sprachliche Form eine besondere Bedeutung für das Selbstverständnis, die Selbstdefinition eines Individuums haben kann. Das ist bei uns generell mit der Pubertät so: die Probleme der Selbstdarstellung sind für Jugendliche von größter Wichtigkeit. Ich denke aber, daß ist nicht verallgemeinerbar, das ist ein kulturell sehr spezielles Problem. Und in diesem speziellen Zusammenhang kann Zweisprachigkeit relativ zu den jetzt aber wirklich von den äußeren Lebensformen her verstandenen Bedingungen etwas Dramatisches werden. Mir ist das Problem vertraut aus meinem Arbeitsfeld, dem Niederdeutschen - wobei man sich terminologisch darüber streiten kann, ob die niederdeutsch sprechenden Deutschen zweisprachig sind oder nicht -, das halte ich für einen Streit um Kaisers Bart; Tatsache ist, daß eine Selbstabwertung, Selbstkulpabilisierung passiert, wenn man sich selbst als Niederdeutsch-Sprecher entdeckt. Daraus folgt jetzt nicht, daß die Zweisprachigkeit hier das Problem ist, das Persönlichkeitsstrukturen schafft, sondern daß in diesem Fall ein spezifischer sozialer Druck auf dem sprachlichen Terrain erfahren wird, verarbeitet wird und dramatische Konsequenzen haben kann.

SCHÖFTHALER: Ich muß zugeben, ich habe Schwierigkeiten mit der von Herrn Seebaß als kantianisch bezeichneten Erkenntnistheorie, der er selbst folgt. Es sind ähnliche Schwierigkeiten, wie ich sie mit Piaget habe, von dem ich morgen reden werde. Ich will an zwei Beispielen zeigen, worin meine Schwierigkeiten liegen. Sie sprachen von dem "kompetenten Sprecher", der Musterfigur einer Sprachphilosophie, aber wenn ich überlege, warum eigentlich Goethe, warum nicht Marie-Luise Fleißer? Warum ist Goethe kompetenter? Was ist der Maßstab dafür? Müller-Jacquier hat vorhin den Code-Begriff gebraucht, den wir in der Diskussion nicht vergessen sollten. Ob Goethe wirklich in dem Code kompetent ist, den Marie-Luise Fleißer in den "Pionieren von Ingolstadt" gebraucht hat, wäre mal zu diskutieren. Diese Frage nach dem "code", nach der "Kompetenz" in einem bestimmten Bereich der Sprachanwendung, hat natürlich, wenn ich empirisch argumentiere, ganz starke Rückwirkungen auf die Struktur der Sprache, wie sie sich entwickelt hat und darstellt. Insofern sind mir die Einwände von Herrn Gipper sehr einleuchtend gewesen. Wenn ich an ein afrikanisches Land wie Tansania denke, das hundert Sprachen hat, Kisuaheli und dann noch Englisch als Bildungssprache, dann ist für mich ganz klar, daß, wenn ich jemand in Englisch an der Universität unterrichte, ich nicht erwarten kann, daß das, was ich im Englischen verbalisiere, auch jemand, der nur des Kisuaheli oder einer seiner schwarzen afrikanischen Sprachen mächtig ist, in seiner Sprache ebenso ausdrücken kann, weil diese Sprachen Geschichten haben, die sehr unterschiedlich sind. Die Dominanz eines bestimmten Codes in der Geschichte einer Sprache und der Kultur, die damit zusammenhängt, die ist natürlich materialisiert in der Sprache, wie sie sich jetzt darstellt. Wenn es z.B. in einer afrikanischen Dorfkultur üblich ist, das Subjekt sehr wenig zu verbalisieren, die Gemeinschaft dagegen sehr stark, dann drückt sich das in der jahrhundertelangen Geschichte dieser Sprache aus. Natürlich gibt es Sprachabhängigkeit von Kommunikation, also ich verstehe Ihre kategorische Bestreitung überhaupt nicht. Wenn ich empirisch argumentiere, sehe ich hier und dort, überall Sprachabhängigkeiten, mit denen ich es zu tun habe, mit denen ich zu kämpfen habe. Das ist natürlich vermittelt über die Kommunikation, die aber doch angewiesen ist auf die Sprache, wie sie als Grammatik, wie sie als Wortschatz, wie sie als etwas,

worin man kompetent auf ganz verschiedene Weise sein kann, beschrieben werden kann.

KRUSCHE: Es sind jetzt Dimensionen in die Diskussion hereingekommen, die bei Ihnen gar nicht angelegt waren: z.B. "Diachronie" und "Sprachmischung". Meine Probleme nun beim Zuhören bei Ihrem Referat bezogen sich immer auf diejenigen Stellen, wo Sie die Übergänge zum Fremdsprachenunterricht vornehmen. Ich will einmal versuchen, das zu erläutern: Ich meine auch, daß da etwas verknüpft wird, was gar nicht direkt zu verknüpfen ist. Wenn Sie das Problem der Relation von Sprache und Denken und die Frage der Sprachabhängigkeit des Denkens allgemein diskutieren, ist das eine sprachphilosophische systematische Argumentationskette, in der die Bezugnahme auf natürliche Sprachen immer nur exemplarischen Charakter hat. In dem Moment aber, wo wir von Fremdsprachenproblematik sprechen, kommen die natürlichen Sprachen in anderer Weise in die Argumentation herein: und zwar als solche, die nun auch auf den Grad ihrer Vergleichbarkeit oder Fremdheit untereinander hin betrachtet werden müssen, auf ihre etwaige gemeinsame Geschichte, auf ihre "Mischung" etc. Denn daß Bilingualismus nicht prinzipiell eine Ursache für Schizophrenie werden muß, hängt u.a. auch damit zusammen, daß viele Sprachen - auch wenn sie als natürliche Sprachen getrennt sind - doch gar nicht auf systematische Sprachunterschiede festlegbar sind. Man müßte jedenfalls, um die Gefahr einer Schizophrenie zu erweisen, die entscheidenden Bruchstellen zwischen zwei Sprachsystemen formulieren. Aber - wie Mario Wandruszka es so schön beschrieben hat -: Wir leben ja alle in einem Sprach-Misch-Raum, in dem die Sprachgrenzen gar nicht so scharf gezogen werden können wie etwa gegenüber der Hopi-Sprache. Ich meine also: man kann die Sprachabhängigkeit des Bewußtseins systematisch diskutieren; aber dann nehmen die natürlichen Sprachen nur einen Beispielstatus ein. Wenn ich dagegen zwei natürliche Sprachen so einführe, daß sie in einem Sprecher gleichsam konkurrieren, dann müssen die Fragen der Diachronie und der Sprachmischung mit ins Spiel kommen; und dann ist weiterhin zu fragen, ob nicht etwa das Erleben der Zugehörigkeit zu zwei getrennten Sprachgemeinschaften nicht viel belastender ist als die Zugehörigkeit zu zwei sich überlappenden Sprachsystemen.

SEEBASS: Zunächst muß ich hervorheben, daß ich bei allem, was ich gesagt habe, primär an den Natursprachen orientiert bin. Nichts soll in dieser Hinsicht abstrakt bleiben. Die sprachphilosophische Argumentation steht im Dienst eines vertieften Verständnisses der Natursprachen. Phänomene wie Diachronie oder Sprachenmischung sollen daher prinzipiell mit erfaßt werden. Bei der Diachronie scheint mir das auch leicht möglich zu sein. Hier gehe ich, wie die strukturalistische Linguistik überhaupt, davon aus, daß fortlaufend synchrone Querschnitte gemacht werden, wie sie Prof. Gipper ja auch für die Spracherwerbsforschung berichtet hat, und dann im Vergleich der verschiedenen Stufen festgestellt wird, was sich jeweils verändert. Ein semantischer Ansatz, der wie der von mir ins Auge gefaßte die Eigenständigkeit des Denkens in Rechnung stellt, dürfte diachronisch sogar ausgesprochen von Vorteil sein, da er - über die bloße Feststellung von Veränderungen hinaus - ein Erklärungsprinzip dafür bietet, wie es zum Wandel kommt. Wo eine extreme Sprachabhängigkeitskonzeption nur undifferenziert von der "Evolution des Systems" (o.ä.) reden kann, kann ich differenzierte Erklärungen geben. Phänomene der Sprachenmischung sind sicher schwieriger zu erklären, vor allem dort, wo die Grenzen nicht so scharf sind wie zwischen Hopi und Deutsch. Ich würde dahin tendieren, diesen Bereich vorerst auszuklammern. Konzentrieren wir uns zunächst aufs Einfachere und kommen wir schrittweise zu Komplizierterem. Erlauben Sie mir jedenfalls, dazu jetzt nichts weiter zu sagen. Statt dessen möchte ich etwas auf diejenige Form der theoretischen Rekonstruktion der Natursprachen eingehen, die dem Ansatz entspricht, den ich "kommunikativ" genannt habe.

Natürlich möchte auch ich nicht bestreiten, daß es so etwas wie feststehende "Bedeutungen" gibt, die in einer Sprache institutionalisiert bzw. konventionalisiert sind. Nur habe ich die Vorstellung, daß man das semantische System einer Sprache auf der Basis der Sprachverwendung rekonstruieren kann. Das ist jene Idee, die in einer behavioristischen Version heute von Wittgenstein herkommt. In einer nichtbehavioristischen Version war sie, wie ich glaube, bereits bei Humboldt angelegt. Ausgearbeitet wurde sie vor allem im Anschluß an das semantische Konzept von Grice. Danach erhält ein Zeichen Bedeutung, indem es von einem Menschen zur Kommunikation mit einem anderen verwendet wird; er

will ihm mitteilen, was er für wahr hält, was er von ihm haben möchte, usw. Die Mitteilungsinhalte als solche müssen sich sprachfrei identifizieren lassen. Man geht dann in dieser Tradition davon aus, daß sich allmählich eine konventionalisierte Form der Zeichenverwendung etabliert. Dabei stützt man sich auf die Konventionstheorie von David Lewis, die ein Modell dafür liefert, wie man sich den Aufbau von Konventionen auf dieser Grundlage vorstellen kann. Ich unterstelle also, daß es möglich ist, mit einem von der Verwendung ausgehenden semantischen Ansatz auch die "systemischen" Aspekte der Bedeutung zu erfassen. Diese Aspekte aber sind es, die Herr Gipper allein im Auge haben kann, wenn er erklärt, die Sprache gebe uns vor, was wir überhaupt mitteilen können. Das Vorgegebene liegt in den semantischen Verwendungsweisen von Ausdrücken, die in einer Gesellschaft konventionalisiert sind. Natürlich übernimmt ein Kind, wenn es in eine Gesellschaft hineinwächst, auch deren Konventionen. Der entscheidende Punkt für mich ist aber, daß letztlich alles in der Verwendung durch einzelne gründet, die sich ebenfalls prinzipiell auch wieder von etablierten Konventionen frei machen können.

Nehmen wir etwa ein Wort, das wir als Kinder in einer bestimmten semantischen Prägung erlernt haben. Später lernen wir Fremdsprachen und erkennen, daß die entsprechenden Worte dort anders geprägt sind, z.B. mit einer begrifflichen Nuancierung, die unserer eigenen Sprache fehlt. Oder wir denken uns selbst eine solche Nuancierung aus, wie es Dichter zuweilen machen, oder werden durch neue Erfahrungen darauf gestoßen. Wenn wir nun, um sie zum Ausdruck zu bringen, auch auf das bekannte Wort zurückgreifen, dessen semantische Prägung nicht wirklich angemessen ist, beginnen wir, seine Bedeutung zu verändern. Wir können also aus der Konvention ausbrechen, indem wir idiolektale Eigenheiten entwickeln. Wir können anschließend sogar versuchen, unseren Sprachgebrauch Konvention werden zu lassen. Jede kommunikative Verwendung eines Wortes impliziert eigentlich einen solchen Versuch, und in vielen Fällen ist er ja auch erfolgreich: zunächst im Kreis der persönlichen Gesprächspartner, später vielleicht sogar (bei literarischen Neuschöpfungen etwa) in der Gesamtgesellschaft. Insofern, glaube ich, ist auch die konventionalisierte Sprache offen für neue Denkleistungen. Wenn man unter "Sprachab-

hängigkeit" nur die relative Abhängigkeit im Sinne des jeweiligen Ausgangs von bzw. der notwendigen Rücksicht auf bestehende Konventionen versteht, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Aber das ist etwas ganz anderes als die Behauptung, bestimmte Denkleistungen seien ohne die Verwendung entsprechender sprachlicher Ausdrücke unmöglich. Manches in dem, was Sie eingewandt haben, Herr Gipper, klang, als wollten Sie die Sprachabhängigkeit eben doch in diesem letzteren, stärkeren Sinne vertreten. Dafür aber sehe ich nach wie vor keine Gründe.

Jetzt zur Kritik an der Ersetzung von "Sprache" durch "Zeichenverwendung". Zeichensysteme, sagten Sie hier, seien Sonderfälle von Sprache, nicht umgekehrt. Nun, der Grund, warum ich mich an Zeichen im allgemeinen, nicht an bestimmten Sprachen, orientiere, ist mein Interesse an der spezifischen Bedeutung der Sprache für die faktisch mit ihr verbundenen Denkleistungen. Darüber kann ich nur auf der Ebene der Zeichenverwendung Aufschluß erlangen. Wenn ich undifferenziert von "Sprache" rede, beziehe ich mich auf ein Gebilde, in dem die Denkleistungen bereits enthalten sind. Ich muß sie aber, zumindest begrifflich, abtrennen, wenn ich die Zusammenhängefrage überhaupt stellen will. Deswegen muß ich das komplexe Phänomen Sprache in der von mir vorgeschlagenen Weise differenzieren. Man kann mir hier allenfalls vorwerfen, scheint mir, daß ich damit die Ebene des Sprachsystems verlasse und auf die Einzelverwendung zurückgehe. Das muß ich zugeben. Aber ich würde eben für mich beanspruchen, das Sprachsystem auf der Basis der Einzelverwendung rekonstruieren zu können. Auch das Problem der faktischen Abhängigkeit einzelner in der Gesellschaft glaube ich mit dem Hinweis auf diese Rekonstruktion beantworten zu können. Das Individuum wächst, wie gesagt, in konventionalisierte Verwendungsregeln für sprachliche Ausdrücke hinein und ist insofern faktisch von ihnen abhängig. Anzunehmen, daß ich das abstreiten wollte, wäre ein Mißverständnis. Aber es sind eben ausschließlich Abhängigkeiten von der Art, wie ich sie am Ende meines Papiers beschrieben habe, d.h. relative, nicht prinzipielle. Wenn wir uns darin einig sind - wunderbar! Noch nicht entkräftet ist damit jedoch der Einwand von Herrn Gipper, daß schon unsere elementarsten sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeiten am Leitfaden der Sprache entwickelt werden. Zum Beweis wurden unterschiedliche Farbgliederungen zitiert oder Beob-

achtungen wie die, daß im Chinesischen fünf Geschmacksqualitäten differenziert werden. Differenzen dieser Art liegen auf der begrifflichen Ebene. Ich stehe daher nicht an, von begrifflicher Relativität zu sprechen. Was ich nicht sehe, ist, warum diese Relativitäten spezifisch sprachliche sein sollen. Im Gegenteil, gerade bei der Differenzierung von Farben kann man sich sehr leicht vorstellen, daß Lebewesen sie völlig unabhängig von Zeichen entwickeln. Entsprechende Diskriminationsfähigkeiten wurden ja auch für verschiedene Tierarten, etwa für Vögel, experimentell nachgewiesen. Das Ergebnis kann dann z.B. sein, daß eine Gruppe nur zwischen Gelb und Rot, eine andere zwischen Gelb, Rot und Orange unterscheidet. Ich würde sagen: begriffliche Differenzen liegen in solchen Fällen vor, sind aber als solche kein Beweis für Zeichenabhängigkeit.

Das führt mich auch gleich zum nächsten Punkt. Sie sagten, Sie hätten bei Taubstummen, die bestimmte Denkleistungen beherrschten, bei genauerer Untersuchung Sprachbesitz bzw. beginnendes Spracherlernen feststellen können. Nun, ich muß sagen, daß mich die Experimente, die Hans G. Furth nach Piagetschem Muster mit Taubstummen am Gallaudet-College in Washington gemacht hat, doch sehr beeindruckt haben. Dort jedenfalls war sichergestellt, daß die Versuchspersonen jene Teile der Sprache, die für die Aufgaben in Frage standen, nicht beherrschten. Ich kenne auch eine ganze Reihe anderer Berichte aus der amerikanischen Taubstummenforschung, teilweise auch aus der deutschen, die in die gleiche Richtung gehen. In nichtsprachlichen Intelligenztests werden gerade die sogenannten "begrifflichen" Leistungen, wie die Differenzierung von Farben, von zweifelsfrei sprachfreien Taubstummen gut erbracht. Furth hat mit ihnen noch viel kompliziertere Experimente gemacht. Auch wenn ich nicht behaupten möchte, daß alles, was Furth berichtet, bereits einen positiven Beweis für Sprachunabhängigkeit liefert, scheint mir klar, daß die vorliegenden Evidenzen bei Taubstummen eher gegen als für die Abhängigkeit sprechen. Auch neuere Untersuchungen an Aphasikern weisen in diese Richtung.

Schließlich die Frage: "Warum soll Goethe kompetenter sein als (etwa) Marie-Luise Fleißer?" Eine solche Rangfolge habe auch ich nicht behaupten wollen. Goethe habe ich natürlich aus gegebenem Anlaß zitiert. Aber ich würde auch unabhängig davon denken, daß

Goethe über einen ungewöhnlich großen Bereich des (theoretischen) Potentials der deutschen Sprache verfügte. Die Vielfalt an vorhandenen Vokabeln oder an Neuschöpfungen auf Wort-, Satz- und Textebene ist bei ihm, denke ich, einfach erstaunlich. Ich jedenfalls glaube nicht, etwas entsprechendes leisten zu können; d.h. ich würde Goethe für kompetenter im Deutschen halten als mich. Er sollte ein Beispiel für das Vorhandensein von Gradunterschieden abgeben, sowie für die von mir vertretene These, daß man von der semantischen Kapazität einer Sprache nur reden kann relativ auf das, was ihre besten Köpfe mit ihr zu machen verstehen. Das Potential des Deutschen ist durch Goethe allein auch ganz sicher nicht ausgeschöpft. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß Marie-Luise Fleißer oder Günter Grass oder wer sonst, Ausdrucksmöglichkeiten im Deutschen gefunden haben, die Goethe nicht kannte. In dieser Hinsicht waren sie dann kompetenter als er. Um eine literarische Rangfolge geht es mir nicht. Mit geht es um die Öffnung des semantischen Potentials einer Sprache gegenüber ihrer Verwendung.

MAAS: Ich zitiere den letzten Satz aus Ihrem Papier, Anmerkung 21:

"Es ist nützlich, sich in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß auch eine Sprache wie das Neuhochdeutsche erst aus zahlreichen Interferenzen mit seinen Nachbarsprachen und mit den klassischen Sprachen (Latein und Griechisch) hervorgegangen ist, ohne daß dies, trotz fehlender pädagogischer Steuerung, zu ernsthaften Persönlichkeitsproblemen geführt hätte."

Worauf stützen Sie das? Mein Arbeitsbereich ist dadurch bestimmt, daß ich mit Studenten arbeite, die zum großen Teil in der ersten Generation der Familienbiographie sich sozusagen an die Bildung ranmachen, die sich auf der Schule haben entdecken müssen, als solche, die zwar Hochdeutsch sprechen können, aber nicht eigentlich Hochdeutsch-Sprecher sind. Die Schule stellt sicher, daß sie lernen, daß sie zu den Versagern gehören, selbst wenn sie ein Staatsexamen machen, "wissen" sie, daß sie eigentlich nichts können. Das ist kein Problem der Differenz zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch (und doch - was sind das für Differenzen, wenn man es mit dem Japanischen vergleicht!). Das ist ein Problem der gesellschaftlich regulierten Institution der Selbstdefinition, zu der auch die sprachliche Form und bestimmte

privilegierte Ausdrucksformen gehören. Zu Herrn Krusche kann ich das gleich fortführen: Für die Basken ist die Differenz zwischen dem Baskischen und Spanischen und Französischen auch nicht gerade gering. Ganze Dörfer sind dort mehrsprachig von Anfang an, das Gegenteil ist nicht denkbar. Die haben das Problem gar nicht. Das ist kein Problem der meßbaren Differenz von grammatischen Strukturen, phonologischen Systemen u.dgl.; das ist ein Problem von sozialen Institutionen, in die die Sprecher in sozial unterschiedlichen Positionen sehr unterschiedlich einbezogen werden. Die Schwierigkeit taucht auf, wenn man strukturell argumentiert; daraus kann man sicherlich erst mal abstrakte Hypothesen, Vermutungen ableiten, aber kategorische Verdikte (und das sind ja die Probleme mit denen wir hinterher zu tun haben, wenn es um Konsequenzen für Unterrichtsprogramme geht) scheinen mir doch sehr gewagt zu sein.

SEEBASS: Meine Anmerkung bezieht sich ausschließlich auf bestimmte Zusammenhänge der deutschen Sprachgeschichte, mit denen ich als Student der Germanistik bekannt geworden bin. Fälle, in denen das Nebeneinander verschiedener Sprachen tatsächlich zu Schwierigkeiten geführt hat, will ich damit nicht ausschließen. Ich würde nur fragen, wie weit es sich um spezifisch sprachliche, wie weit um allgemeine Probleme handelt, in die Menschen geraten, die in verschiedenen sozialen Kontexten aufwachsen. Um das erkennen zu können, muß man nichtsprachliche Vergleichsfälle heranziehen. Denken Sie etwa an Arbeiterkinder, die in die Höhere Schule kommen und sich von nun an in zwei Milieus behaupten sollen. Ich bin davon überzeugt, daß ein Großteil der Schwierigkeiten, in die sie kommen, mit der Sprache als solcher überhaupt nichts zu tun haben. Erst wenn alle anderen relevanten Faktoren sich als unerheblich erwiesen haben, wäre ich bereit, an einen spezifischen Einfluß der Sprache zu glauben.

PICHT: Wenn man einen Fall wie das Elsaß nimmt, haben Sie im Grunde drei Systeme, zwei Sprachen und noch eine dritte kulturelle Identität. Gewisse Dinge kann man auf französisch sagen, andere Dinge sagt man auf deutsch, dann gibt es den Ausweg in den Dialekt. Das ist aber jeweils eine Funktion die zusammenhängt mit den verschiedenen Loyalitäten und dem Spiel zwischen

verschiedenen Loyalitäten. Für das, was wir hier diskutieren, ist es nicht so wichtig, abstrakt sagen zu können, dieses oder jenes ist im Wesen des Menschen prioritär. Wir können doch diesen Dingen sehr konkret nachgehen und Feststellungen machen, mit denen man dann operieren kann.

NEUBERGER: Wenn Sie erlauben, würde ich das Ganze gerne auf ein ganz kleines, konkretes Beispiel reduzieren. Wenn also nun jemand ein regionales Lehrwerk schriebe für Frankreich oder irgendwelche frankophonen Abnehmer irgendwo auf der Welt, dann wäre er im Rahmen seiner Arbeit gezwungen, auch als kontrastiver Linguist zu operieren, d.h. er würde irgendwann einmal feststellen, daß, wenn er Strukturvergleiche anstellt, es Eins-Zu-Eins-Relationen in ganz geringen Fällen gibt, daß aber die Abweichungen und die Differenzen ziemlich groß sind und daß es elaborierte oder weniger elaborierte sprachliche Felder beispielsweise gibt, und er würde daraus seine Schlüsse zu ziehen haben, d.h. er würde sich u.a. auch um die moralischen Implikationen zu mühen haben, die aus diesen Tatsachen abzuleiten wären, also die Sache mit dem Kulturimperialismus, dem linguistischen Imperialismus, den Sie angesprochen haben. Die Tatsache, inwieweit die Vorstellungen neuer Formen einen Abnehmer prägt.

Wenn er nun feststellt, daß im Tempussystem des Deutschen und im Tempussystem des Französischen keine Kongruenz besteht, wovon hat er dann auszugehen? Hat er davon auszugehen, daß Franzosen in diesem Bereich wesentlich feiner differenzieren als wir? D.h., daß bei uns ein Defizit besteht und daß es dieses Defizit aufzuholen gilt oder kann er von der anderen Warte aus sagen, wir haben ein elaborierteres, ein feineres, ein sensibleres System und haben es mit einem größeren Medium zu tun, du kannst dich darin relativ sorglos bewegen. Oder anders ausgedrückt, ist es für jemanden, der dieses restringierte System in seiner Muttersprache hat überhaupt möglich, oder wann oder ab wann oder nach einer wie langen Beschäftigung mit einer Fremdsprache das nachzuvollziehen, was sich in dieser fremden Sprache abspielt. Also beispielsweise gibt es eine ganze Literatur, die sich mit Tempusfragen in der französischen Literatur beschäftigt, da geht es nicht nur um Kommunikation sondern letztendlich auch um Ästhetik, da schreiben Leute Bücher über den Wechsel zwischen passé

simple und imperfekt bei Flaubert. Ist das nun etwas Defizitäres und was spielt sich ab im jeweiligen Lernprozeß wenn man mit derartigen Fremdheiten konfrontiert ist.

Wir sprechen davon, inwieweit Menschen durch ihre Sprache geprägt oder nicht geprägt sind, inwieweit Menschen fähig sind, diese Sprache zu einem Instrument zu machen und zum Ausdruck ihrer freien Persönlichkeit. Wenn ich jetzt einmal davon ausgehe, daß das Programm für deutsche Schüler geschrieben wird, die Französisch lernen, dann kann ich ihnen schließlich nicht nur eine fremde Form, die Ausdrucksseite der ganzen Geschichte liefern, sondern ich bin ja dazu gezwungen, die Sache auch mit Bedeutung, Inhalt und Semantik zu füllen, d.h. ich bin zu Erklärungen verpflichtet, aber inwieweit drückt sich hier Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit aus?

GIPPER: Herr Seebaß, Sie haben vorhin ein paarmal gesagt, es handle sich um begriffliche Dinge, aber nicht um sprachliche. Dagegen setze ich, daß es für mich nur sprachliche Begriffe gibt. Für mich ist ein sprachloser Begriff eine *contradictio in adjecto*, und die Kantische Philosophie leidet gerade daran, daß sie mit apriorischen Begriffen operiert, die angeblich ohne Sprache möglich sind. Wenn Sie die Sprache mit hineinbringen in Kants System, dann sind die Kategorien, die er ansetzt, Begriffe, meinethalben metasprachliche Begriffe. Und der zweite Punkt, weshalb ich gegen die Zeichen bin: Die sprachlichen Zeichen sind ein Sonderfall von Zeichen, sie erfüllen oft nicht die Funktion des klassischen *stat aliquid pro aliquo* - etwas steht für etwas - sondern in der Sprache kommt sehr häufig der eigentümliche Fall, daß das, wofür die Sprache, wofür das Zeichen steht, erst in und mit der Sprache geschaffen wird, also die gegenstandskonstitutive Kraft wirksam wird, von der Erich Heintel spricht. Im Bereich der Abstrakta, wo es entsprechende Gegenstände ja gar nicht gibt, da werden sie erst in und mit der Sprache geschaffen. Aber wofür stehen sie dann? Sie sind dann selbstreflexiv, sie stehen für sich selbst, und dieser Sonderfall hebt eben die Sprache aus der Perspektive der normalen Zeichen, mit der es die Semiotik zu tun hat, als Sonderfall heraus.

SEEBASS: Würden Sie denn bestreiten, daß die Sprache aus Zeichen konstituiert ist? Mehr möchte ich eigentlich nicht behaupten. Offenbar haben Sie den Eindruck, meine Orientierung am Zeichen beinhalte einen unangemessenen Reduktionismus, während die Sprache etwas viel Reicheres sei. Das ist sie gewiß, aber was kommt mehr hinzu als der Umstand, daß wir es nun eben mit einem (wenn auch äußerst komplexen und wandlungsfähigen, sich mit anderen überlagernden) System von Zeichen zu tun haben? Der Zeichenbegriff kann dabei sehr wohl der generelle sein.

GIPPER: Nur, der generelle Zeichenbegriff ist zu unscharf und nicht ausreichend, um die Sonderstellung der sprachlichen Zeichen zu charakterisieren. Man kann - grosso modo - von sprachlichen Zeichen reden, aber es gibt eben viele, die nicht die klassische Zeichenfunktion erfüllen, und Gadamer, Heintel und Liebrucks sprechen deshalb vom überzeichenmäßigen Charakter. Das ist offenbar das Bemühen, terminologisch diese Eigenart zu fassen.

SEEBASS: Wir müßten jetzt eigentlich in eine Spezialdiskussion zum Zeichenbegriff eintreten, die uns zu weit führen würde. Aber noch kurz zu Ihrem ersten Punkt: Wenn Sie die Begriffe per definitionem für sprachlich erklären, ist die Frage nach ihrem Zusammenhang mit der Sprache witzlos, da definitivisch vorentschieden. Das ist der Grund, warum ich auf der Differenzierung bestehe.

GIPPER: Wenn ein Begriff ein irgendwie präzisierbarer Gedankeninhalt sein soll, wie anders soll ich seiner habhaft werden als durch die Versprachlichung? Sie können natürlich auch sagen, ich habe außersprachliche Begriffe. Dann zeigen Sie mir die! Sie sind stets am Leitseil der Sprache und mit Sprache gebildet. Ich habe mich mit dem Schweizer Mathematiker van der Waerden auseinandergesetzt, der z.B. behauptet hat, zu einer Pascalschen Kurve, da brauche ich keine Sprache, die konstruiere ich einfach mit Lineal und Zirkel. Welch ein Unsinn! Denn der Zirkel, das Lineal, der Begriff des Kreises usw., das sind ja doch schon aus der Sprache heraus gewonnene Vorstellungen und sprachlich gefaßte Definitionen. π ist doch eine sprachliche Angelegenheit, der

Winkel ist auch eine sprachliche Größe, in der Natur gibt es keine Winkel.

SEEBASS: Was sagen Sie zu meinem Argument, daß Wahrnehmungsqualitäten prinzipiell nicht sprachabhängig sein können, weil sprachliche Ausdrücke selbst qualitativ identifiziert werden? Auch Phoneme sind Qualitäten, akustische, so wie Farben und Formen optische Qualitäten sind.

GIPPER: Phoneme haben nur eine distinktive, keine bedeutungstragende Funktion. Mit einem rein differenzierenden Modell kommen Sie natürlich nie an die Sinndimension der Sprache heran. Das ist ja die Crux des taxonomischen Strukturalismus, der die Sprache nur differenzierend auffaßt und nie an die Inhalte herankommt.

SEEBASS: Mir scheint, das ist ein anderes Problem. Ich würde aber darauf insistieren, daß wir Ereignisse nur mit Hilfe wahrnehmbarer Qualitäten identifizieren können und daß die Verwendung von Zeichen ontologisch zur Klasse der Ereignisse gehört. Ich möchte noch auf einen weiteren Punkt eingehen, nämlich die Frage, welche Reaktionen man nach meiner Konzeption zu erwarten hat, wenn man mit einer differenzierteren Sprache konfrontiert wird. Im einfachsten Fall handelt es sich um eine schlichte Ergänzung eigener, schon vorhandener Kategorien. Wenn ich z.B. feststelle, daß das Französische das Tempus feiner differenziert als das Deutsche, kann das für mich ein "Aha-Erlebnis" sein in Bezug auf Ausdrucksmöglichkeiten, die über meine bisherigen hinausgehen. Solche Möglichkeiten erwerbe ich mit dem Erlernen von Fremdsprachen. Ich könnte mir darüber hinaus denken, daß ich zumindest Teile des mir so angeeigneten Fremden anschließend in die eigene Sprache einführen kann, indem ich bewußt nach geeigneten eigenen Ausdrucksformen suche. Natürlich können auch Fälle eintreten, in denen das Fremde keine bloße Ergänzung ist, sondern etwas grundsätzlich anderes. Das ist z.B. gegeben, wenn das Farbspektrum nicht intern (innerhalb einer bestimmten Farbe) weiter differenziert wird, sondern die Differenzierungen sich überschneiden. Das "Orange" der einen Sprache überlappt sich etwa mit dem "Rot" bzw. "Gelb" der anderen. Da beide Gliederungen

einander ausschließen, liegt hier eine permanente Quelle von Mißverständnissen. Will man sie beseitigen, muß man sich für eine Alternative entscheiden.

NEUBERGER: Das Thema ist ja 'interkulturelle Interaktion'. Ist nun angesichts der Tatsache, daß die Strukturen sich im Vergleich als sehr verschieden erweisen und eine gewisse Sprachabhängigkeit ja - zum Teil wenigstens - von Ihnen beiden akzeptiert wird, ist dann überhaupt noch Kommunikation im letztendlichen Sinne möglich? Oder ist ein Pessimismus am Platze?

SEEBASS: In der neuen philosophischen Semantik ist eine derart skeptische Position vor allem von Quine bezogen worden. Er hat bekanntlich die These von der beobachtungsmäßigen (behavioralen) Unterbestimmtheit oder gar "Unbestimmtheit" der Bedeutung aufgestellt und daraus abgeleitet, man könne in eine fremde Sprache, zumindest zum überwiegenden Teil, nur "hineinprojizieren", was in der eigenen Sprache enthalten ist. Quine stützt sich dabei auf prinzipielle Überlegungen zum Spracherlernen. Tatsächlich glaube auch ich, daß "Projektionen" beim Übersetzen oder Erlernen fremder Sprachen nicht nur überhaupt vorkommen, sondern (wie angedeutet in meinem Vortrag, S. 65, Anm. 14) lerntheoretisch sogar von konstitutiver Bedeutung sind.

Schließlich noch zu zwei Punkten aus dem Votum von Herrn v. Kardorff. Von der Sprache würde ich nicht als einer bloßen "Hülse" (o.ä.) des Denkens reden wollen. Ich würde aber sagen, daß der Ausdruck, der in einer bestimmten Bedeutung als Zeichen verwendet wird, als bloße "Hülse" der Bedeutung bzw. des enthaltenen gedanklichen Gehalts fungiert. Und zur Frage der Verbindung von Sprachabhängigkeitsthese und sozialer Kontrolle würde ich sagen: ich fürchte, daß hier ein direkter Zusammenhang besteht. Wenn man unter "Sprachabhängigkeit" die notwendige Bindung des Denkens an Zeichenverwendung versteht und zudem behauptet, Zeichenverwendung bedeute immer Verwendung innerhalb einer Natursprache, ergibt sich die soziale Kontrolle als logische Folge. Man kann mit Recht fragen, wer denn eine so starke Abhängigkeitsthese vertreten hat? Explizit sicher kaum jemand. Wenn man aber in abgeschwächter Form an ihr festhalten will, muß man, darauf würde ich insistieren, genau angeben, in welcher. Ich würde denken,

daß die Abschwächung bis zu jenen Formen der relativen Abhängigkeit gehen muß, die ich genannt habe und vertrete. Eine vertretbare Mittelposition zwischen starker und relativer Sprachabhängigkeit, wie sie Herr Gipper im Auge zu haben scheint, sehe ich bislang nicht.